Bavar. 736a
Erdmann
Rar. 274

Bavar. 736 ~~Hemot. 670~~ Erdmann

Lola Montez

und

die Jesuiten.

Eine

Darstellung der jüngsten Ereignisse

in München.

Von

Dr. Paul Erdmann.

Hamburg,

Hoffmann und Campe.

1847.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Lola Montez

und

die Jesuiten.

Bei Hoffmann und Campe ist erschienen:

	Thlr.	gGr.
Aston, Louise, Aus dem Leben einer Frau.....	—	18
Florencourt, Fr. v., zur preuß. Verfassungsfrage	1	16
Glaßbrenner, A. April! Ein Gedicht. Den Deputirten d. ersten prß. Landtages gewid.	–	8
Hafis. Eine Sammlung persischer Gedichte, von G. Fr. Daumer..................	1	12
Heine, H., Buch der Lieder. 6te Aufl..........	1	12
— — Neue Gedichte. 2te Aufl............	1	12
— — Deutschland. Ein Wintermährchen	1	—
— — Atta Troll. Ein Sommernachtstraum.	1	—
Hebbel, Fr., Gedichte	1	—
— — Genoveva. Eine Tragödie in 5 Acten	1	—
— — Judith. Eine Tragödie in 5 Acten ...	1	—
— — Maria Magdalena. Ein Trauerspiel in 3 Acten	1	—
— — Der Diamant. Eine Komödie in 5 Act.	1	—
— — Mein Wort über das Drama	—	6
Hempel, Lorenz, des Kunstfreundes Reiseabenteuer	—	18
Lieder aus Schilda........................	—	18
Maltitz, G. A. von, Pfefferkörner im Geschmacke der Zeit. Ernster und satyrischer Gattung. 4 Hefte à 16 gGr..........	2	16
— — Polonia. Ein Gedicht	–	6
Oesterreich und dessen Zukunft. 3te Aufl.......	1	—
— — „ „ „ 2ter Theil.....	1	12
Ronge, Johannes, das Wesen der freien christlichen Kirche..........................	—	6
Schattenseiten der österr. Staatsverwaltung. .	—	20
Schuselka, Fr., Deutschland, Polen und Rußland	1	12
— — deutsche Volkspolitik I................	1	12
— — österreichische Vor- und Rückschritte....	1	12
Tscherkessenlieder..........................	—	16
Wienbarg, Ludolf, der dänische Fehdehandschuh.	1	12
— — ästhetische Feldzüge, dem jungen Deutschland gewidmet....................	1	12
— — Holland. 2 Theile................	2	16
— — Wanderungen durch den Thierkreis....	1	12
— — Tagebuch von Helgoland...........	1	12
— — zur neuesten Literatur..............	—	20
— — geschichtliche Vorträge über altdeutsche Sprache und Literatur...........	—	20

Lola Montez

und die Jesuiten.

Eine

Darstellung der jüngsten Ereignisse

in München.

Von

Dr. Paul Erdmann.

Hamburg,

Hoffmann und Campe.

1847.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

H. G. Voigt's Buchdruckerei.

Inhalt.

Seite.

Erstes Kapitel.

Ein Prolog über die Sittlichkeit 1

Zweites Kapitel.

Ein geheimer Schlüssel zur Tagsgeschichte 6

Drittes Kapitel.

Ein wunderbares Frauenwesen 11

Viertes Kapitel.

Interessante Ohrfeigengeschichten 19

Fünftes Kapitel.

Ein Blick in eines Königs Herz und Recht 31

Sechstes Kapitel.

Eine Apologie für den König 39

Seite.

Siebentes Kapitel.

Lola und der König als Cavalier 44

Achtes Kapitel.

Schilderhebung des Ultramontanismus 57

Neuntes Kapitel.

Die Demonstrationen des Staatsraths und des Ministeriums in der Indigenatssache 65

Zehntes Kapitel.

Eine Beleuchtung dieser Demonstrationen auf den Grund der Verfassungsurkunde 73

Eilftes Kapitel.

Das Memorandum 80

Zwölftes Kapitel.

Kritik des Memorandums..................... 88

Dreizehntes Kapitel.

Die Seele des Memorandums 97

Vierzehntes Kapitel.

Entlassung der Minister und Bildung eines neuen Ministeriums 101

Seite.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Adresse an Minister von Abel, eine neue Demonstration 109

Sechzehntes Kapitel.

Die tumultuarischen Auftritte am 1sten März 116

Siebenzehntes Kapitel.

Entlassung der Professoren und ihre Characterisirung 128

Achtzehntes Kapitel.

Die königlichen Reformen und ihre Feinde........ 139

Neunzehntes Kapitel.

Die Stimmung des Volkes und sein Glaube an Lola........ 148

Zwanzigstes Kapitel.

Die Haltung der katholischen Kirche und ein Controvers über Katholicismus und Ultramontanismus........ 163

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die Lage der Protestanten in Bayern im Allgemeinen........ 175

Seite.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die Haltung des Protestantismus bei den jüngsten Ereignissen 201

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Volksstimmen über den Minister von Abel und sein letztes Verhältniß zum Könige 208

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Ein Blick auf das neue Ministerium und die Wünsche des Volkes 215

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Die Klagen der gestürzten Partei 222

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Der katholische Jesuitismus 230

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Der protestantische Jesuitismus oder Pietismus und Orthodoxismus 240

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Haß des Volkes gegen den Jesuitismus und Pietismus, seine Dogmatik und Ethik 250

Seite.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Hierarchie und unbedingte Religionsfreiheit in ihrem Verhältniß zum Königthum 260

Dreißigstes Kapitel.

Unbedingte Religionsfreiheit als einzige Löserin des confessionellen Streites 273

Einunddreißigstes Kapitel.

Die wahre Bedeutung des Wortes Toleranz 281

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Bayerns kirchliche Zustände bis in die Zeiten Königs Maximilian 296

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Der unheilvolle kirchlich-politische Dualismus in Bayern oder der Kampf zwischen Constitution und Concordat 303

Vierunddreißigstes Kapitel.

Unterordnung der Constitution unter das Concordat während des Abel'schen Ministeriums 314

Seite.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

König Ludwig's Friede und Gleichgewicht aufrichtig liebender Conservatismus. Sein Scheitern an dem Leben, und am principiellen Geiste der positiven Kirchen. Das, was allein aus dem Labyrinthe der Zwietracht zum Frieden führt . 329

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Abschied von dem Leser 360

Lola Montez
und die Jesuiten.

Sonnet.

Ihr habt mich aus dem Paradies getrieben,
Für immer habet ihr es mir umgittert,
Die ihr des Lebens Tage mir verbittert
Doch macht ihr mich nicht hassen statt zu lieben.

Die Festigkeit, sie ist noch nicht zersplittert,
Ob mir der Jugend Jahre gleich zerstieben,
Ist ungeschwächt der Jugend Kraft geblieben,
Ihr, die ihr knechten mich gewollt, erzittert!

Mit dem, wie ihr gen mich seid, giebts kein Gleichniß,
Die eignen Thaten haben euch gerichtet,
Des Undanks, der Verleumdungen Verzeichniß.
Die Wolken fliehn, der Himmel ist gelichtet,
Ich preis' es, das entscheidende Ereigniß,
Das eure Macht auf ewig hat zernichtet.

König Ludwig.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Erstes Kapitel.

Ein Prolog über die Sittlichkeit.

Die Welt ist noch keineswegs darüber im Reinen, was denn eigentlich Sittlichkeit sei. Man frage einen christlichen Priester, und er wird den Bescheid geben: Kreuzige dein Fleisch, d. h. unterdrücke deine natürlichen Neigungen, befriedige nicht deine natürlichen Bedürfnisse! Gottlob, daß dieser Zuruf von den Wenigsten beachtet wird, denn im Puncte solcher Sittlichkeit irren Alle mannigfaltig von dem christlichen Pfade ab. Auch würde die Welt, wäre solcher Grundsatz streng durchgeführt, gar bald, wenn nicht ein Leichenacker, doch wenigstens ein Kloster sein, und man würde jenen erdfahlen, häßlichen, lebendigen Menschengerippen be-

gegnen, wie sie uns Holzschnitte aus dem Mittelalter zeigen. Anderes ist das, was ein sogenannter ehrsamer christlicher Bürger Sittlichkeit heißt. Er hielte es für Sünde, Sonntags eine Messe oder Predigt zu versäumen. Neben der Sättigung seiner Seele vergißt er jedoch Essen und Trinken nicht und weiß sich für Fasten und Kasteiungen mit seiner Frau und seinen Kindern, die er in dem Herrn erzeugt, weidlich zu entschädigen. Auch decket ja ein solcher frommer Kirchengang der Sünden Menge. Zu kleines Brod, zu leichtes Gewicht will Sühnung haben, und ist eine große vonnöthen, so läßt er sich's angelegen sein, Mitglied eines Pietistenconventikels oder einer Rosenkranzbrüderschaft zu sein. Man erzählt wenigstens, daß ein Bäcker in Nürnberg, der bei den Brüdern in Christo einen ziemlich heiligen Geruch hatte, öfters wegen zu kleinen Brodes polizeilich abgewandelt worden sei. — Anders definirt ein Frauenherz die Sittlichkeit. Ein kleines Rendez-vouz vor, noch lieber nach der Messe oder Predigt, vergiebt sich das Gewissen leicht, und gar

oft zaubert die Phantasie an die Stelle der hölzernen Augen des Heiligenbildes schöne, frische, blaue, braune oder schwarze lebendige Augen des Geliebten. Relata refero. In Burnet's Reisebeschreibung wird erzählt, daß nicht allein die italienischen Maler ihre Geliebten in Gestalt der heiligen Jungfrau Maria vorgestellt, sondern auch die Mönche und Nonnen ihre Liebeshändel also fortzusetzen suchten, daß sich zum Exempel der Mönch in Gestalt des heiligen Antonius, die Nonne in Gestalt der heiligen Catharina von Siena malen ließen, und diese Bilder unter einander auswechselten, damit ein Jedes in seinem Kloster unter der Maske seines Heiligen seinen Liebsten anbeten könne.

Es giebt aber auch eine junge Generation, welche sich sittlich und practisch von strengchristlichen Principien lossagt, dieweil sie bei strenger Durchführung derselben würden aufhören müssen, leibliche Wesen, Familienglieder, Staatsbürger, Menschen — zu sein. Denn was bliebe auch den wahren, specifischen Christen, die Halbchristen und humanisirten

Christen schließe ich aus, was bliebe, sage ich, jenen Christen, wenn sie das sein wollen, was ächte christliche Priester ihnen sagen, übrig, als sich zu kasteien, sich zu kreuzigen, sich zu geißeln, — sich zu verstümmeln, ja zum religiösen Selbstmorde zu schreiten. Das Christenthum befiehlt Gewaltthätigkeit gegen die angeborne Natur. Diese junge Generation mag noch über die wahren und ewigen Gesetze der Sittlichkeit im Unklaren sein, mag die Grenze überspringen, welche die Natureinfalt, das Naturmaaß gesetzt, aber sie ist sich in ihrem dunklen Drange des rechten Weges wohl bewußt. Wenn der heilige Augustin sich nicht gescheut hat zu sagen, daß die Tugenden der Heiden glänzende Laster seien, so möchte man im gekränkten natürlichen Gefühle bei der näheren Beschauung der christlichen Tugend sagen, daß man offenbare Laster der Christen als verborgene Tugenden anzusehen habe.

Wozu denn nun aber dies Alles? fragst du lieber Leser. Wie kommt es, daß die durch Lola Mon-

tez in jüngster Zeit zu München herbeigeführten Ereignisse einen Sittlichkeits-Prolog nöthig haben. Sehr natürlich! denn auch hier sprach vornähmlich die christliche Sittlichkeitstheorie, bald in ganzer, bald in halber Gestalt ihr Verdammungsurtheil, und was man bei einer jeder andern Hofdame stillschweigend übergangen hätte, das wurde bei ihr als schwarze Schattenseite gierig hervorgezogen und mit bittrer Schmähung belegt. Die Schönheit hat das Unglück beneidet zu werden, natürliche Reize trifft Verfolgung, und eine alte Dame, die ihr Gutes genossen hat in diesem Leben, eine junge, von weniger anziehendem Aeußern, predigt gar zu gerne Zurückgezogenheit. Das große Publikum schrie und tobte wild durcheinander, motivirte seinen Unwillen durch kleine Nebeninteressen, beneidete Lola's irdisches Glück, und war, — das Organ kirchlicher und aristokratischer Umtriebe.

Zweites Kapitel.

Ein geheimer Schlüssel zur Tagesgeschichte.

Große Räder werden gar häufig durch kleinere getrieben. Dies ist ein Satz, welcher in der Pragmatik der Geschichte nicht außer Acht zu lassen ist, es ist ein Schlüssel, welcher die geheimen Laboratorien aufschließt. Von vielen wichtigen geschichtlichen Ereignissen wissen wir, daß sie oft durch scheinbar kleine Momente herbeigeführt worden sind. Es haben besonders die Frauen eine viel wichtigere Rolle in der Geschichte gespielt, als gewöhnlich angenommen wird. In der Kirche und im Staat, in der Dogmatik und Politik läßt sich

allerwärts und zu allen Zeiten ihr Einfluß nachweisen.

Auch in den jüngsten Münchener Ereignissen, welche der Gegenstand dieser unsrer Betrachtung sind, spielt eine Dame. Durch sie werden Veränderungen vermittelt in kirchlicher und staatlicher Beziehung, welche man nicht für möglich gehalten hätte, und zwar so schnell und unerwartet, daß die Partei, welche der Schlag traf, rein den Kopf verlor und sich für den Augenblick weder zu rathen, noch zu helfen wußte. Sonst immer schlau und vorsichtig, hinterlistig und umsichtig ist sie dieses Mal zu plump aufgetreten und hat durch allzu ungestümes Sichgebärden die Schlinge nur noch fester zugezogen, in welche sie gerathen war.

Warum aber, fragt man mit Recht, ist vorzüglich die Kirche auf die Kampfarena herabgestiegen und hat den Handschuh aufgehoben, den ihr ein holdes Kind von Eva's Geschlecht hingeworfen? Es wäre vielleicht besser gewesen für ihre Sache, zu schweigen und zu dulden, abzuwarten bis eine

bessere Aussicht zum Siege käme und eine günstigere Wendung der Umstände einträte. Die Vorsehung wollte es anders. Ihr Gott hat sie mit Blindheit geschlagen; ihre pharaonische Verhärtung hat sie verstrickt in eigene Fäden. Wem's wohl geht, der überschreitet das Maß. Wer fest zu stehen glaubt, der wagt. Es ist ja doch nichts Anderes, um was es sich hier handelt, als um den alten Erisapfel, um den Streit zwischen Kron und Ring, Scepter und Bischofstab. Beide spielen wie Katz und Maus, und mag die Einigkeit noch so gegründet scheinen, so bricht das Feuer der Zwietracht doch immer aus seiner Latenz hervor. Es bedarf nur einer kleinen Zugluft, und der offene Ausbruch ist da.

Man würde sich irren, wenn man glaubte, etwaige galante Abenteuer hätten den wahren Anstoß zum Kampfe gegeben. Wie könnte die Kirche so engherzig sein, sie, die in Christi Verdienst einen so reichen Schatz zur Absolution besitzt, sie, welche die Macht hat zu binden und zu lösen, und möchte

solche Galanterien so ernst und streng nehmen, wie sie sie wirklich genommen hat. Die Geschichte beweist, daß sie oft gräulichen Sachen durch die Finger gesehen und Indulgenz hat angedeihen lassen. Offenbar muß die Basis der Feindschaft und des Hasses tiefer liegen. Es giebt nämlich eine Todsünde, welche die Kirche nie verzeihen kann, sie ist die Sünde wider den heiligen Geist der Kirche. Diese aber besteht darin, daß man sich nicht als Organ, Mittel und Werkzeug für jesuitische Zwecke und Machinationen brauchen läßt. Da ist's aus mit dem Frieden, da versiegt der Schatz des Verdienstes Christi, da giebt es keine Indulgenzen und Absolutionen. Hier beginnt vielmehr der geheime und der offene Krieg, und hundert Arme sind geschäftig, das Kreuz aufzurichten, hundert Stimmen in Bereitschaft, das „Kreuzige“ ertönen zu lassen.

Doch wir wollen hier noch nicht tiefer in die Sachlage eingehen, wollen nicht vorgreifen, sondern mit der geschichtlichen Entwickelung unsere Raisonnements Hand in Hand gehen lassen. Es genüge

dieses Vorwort, um die Richtung anzugeben, welche dieses Buch verfolgt. Farbe wird man ihm so hoffentlich nicht abstreiten können. Wenden wir uns demnach einige Zeit zu der Person unsrer Heldin, zu ihr, die so Großes und so Gutes in kurzer Zeit gestiftet hat. Befriedigt sie auch nicht alle und jede Ansprüche, welche der oder jene an sie zu machen sich berechtigt glaubt, je nach dem Maße seiner Erkenntniß und seiner Lebensmaxime, dies kann ihr nicht genommen werden, daß sie ein Wesen von ungewöhnlichen Fähigkeiten und die Vermittlerin einer von so Vielen freudig begrüßten Wendung der Dinge sei. Und das, denke ich, ist viel, ja genug.

Drittes Kapitel.

Ein wunderbares Frauenwesen.

In den ersten Tagen Oktobers im Jahre 1846 kündigte der Theaterbericht dem schaulustigen Münchener Publikum eine Vorstellung am Hoftheater an, worin eine fremde Ballettänzerin Gastrollen geben sollte. Es war unsere Lola Montez. Wer hätte geglaubt, daß sie, gleich beim ersten Auftreten auf Schwierigkeiten stoßend, dennoch die Bedeutsamkeit erlangen werde, welche sie uun mit Recht in Anspruch nimmt. Es hatte ihr nämlich sonderbarerweise der Hoftheaterintendant die Bitte abgeschlagen, auf der Münchner Bühne aufzutreten.

Welche Gründe ihn zu solch einem Benehmen veranlaßten, ist unbekannt: wenigstens scheinen die darüber circulirenden Gerüchte keinen Glauben zu verdienen und mehr die Erfindungen von Personen zu sein, welche, entweder durch Berichte auswärtiger Blätter angeregt, gegen sie eingenommen waren, oder, wie es häufig zu geschehen pflegt, wegen der starren Eigenthümlichkeit Lola's ihre Rechnung bei ihr nicht findend, diese holde Blume lieber zertreten, als aufblühen lassen wollten. Aber ein Talent weiß immer Rath, und den Muthigen unterstützt das Glück. Vor der Bären Fußtritt sucht die holde Dame Schutz und Recht beim König. Freundlich wird sie von diesem aufgenommen; und diese Freundlichkeit steigert sich bald bis zum Enthusiasmus, denn die Schönheit der muthigen Rednerin ist mit Feuer, Eleganz und Geist bis zur Ueberraschung gepaart. Im Moment ist der Bescheid des Herrn Intendanten cassirt, und die Schöne feiert ihren ersten Triumph in München. Beim ersten Auftreten wird Lola vom Publikum

etwas kalt empfangen, denn seine Stimmung ist auf feindselige Weise präoccupirt. Man sieht, wie unrecht das Publikum oft handelt, denn wahrer Grund zum Unwillen war gewiß nicht vorhanden. Es ist dies aber eine Erfahrung, unter der schon die besten Bühnenkünstler und Bühnenkünstlerinnen zu leiden hatten. Beim zweiten und letzten Auftreten Lola's ward ihrer Kunst von Seite eines großen Theiles des Publicums zwar mehr Beifall gezollt, doch war die Stimmung und das Urtheil zu getheilt, als daß sie sich davon befriedigt hätte fühlen können. Die Gunst und in der That enthusiastische Zuneigung Eines besaß sie; und diese waren Lola mehr werth, als die abgerissenen Lorbeerblätter eines gegen sie eingenommenen, wenigstens sehr getheilten Publikums.

Wer Lola Montez eigentlich sei, woher sie stamme u. s. w., darüber zerbrechen sich alle in- und ausländischen Journale den Kopf. Es dünkt uns dies sehr gleichgültig zu sein, denn wozu sollen Taufscheine, polizeiliche Aufenthaltskarten, Genea-

logien denn eigentlich dienen? Sie können den Werth einer Person weder schmälern, noch erhöhen, und gerade dieses ekelhafte Forschen nach dem Ursprung und das hienach geformte Urtheil beurkundet den lächerlichen Zopf, der unserem Zeitalter, obwohl es ihn sorgfältig zu verbergen sucht, anhängt. Ob sie als Lola Montez in Spanien das Licht der Welt erblickt, oder als Betsey James *) in Irland, ob sie eine Landsmännin Cid's, oder O'Connell's sei, ob sie die Kunst des Ballettanzes, oder des Rossebändigens geübt, das kann im Grunde in ihrer Beurtheilung nicht wiegen. Wenn sie unstet und flüchtig in Madrid, Paris, London, Berlin, Kalisch, Warschau, Petersburg, Leipzig, Baden=

---

*) Wir verweisen hinsichtlich dieser Angabe auf das Schreiben der Lola Montez an die Redaction der cölnischen Zeitung, hier aufgenommen im 19ten Kapitel. Es enthält auch Einiges über ihre früheren Lebensverhältnisse; und jenes Gerücht stellt sich hiemit als unwahr dar.

Baden, Homburg, München auftaucht, so ist dies Künstlerleben und Künstlerneigung. Wenn sie, ein weiblicher Ulysses, oft sonderbare Fata bestand, mit Notabilitäten in Berührung kommt, zuweilen der polizeilichen Zartheit, wie in Berlin, Warschau, Baden=Baden, aus dem Wege geht, wenn einer ihrer Verehrer das Unglück hat, ihretwegen erschossen zu werden, wenn sie mit ächt spanischer Herzhaftigkeit über einem polnischen Gend'armen die Reitgerte schwingt, so zeigt dies Alles nur, daß ihr romantischer Charact er die Grenzen des gewöhnlichen Philisterlebens und der mit Unrecht zugemutheten engen weiblichen Sphäre zuweilen überschritt.

Lola Montez bleibt bei dem Allem eine ausgezeichnete Persönlichkeit. Leib und Seele hat ihr die Natur herrlich ausgestattet. Man denke sich eine schlanke und zartgliedrige Figur, mit reizenden, interessanten Gesichtszügen, tiefblauen Augen und blendend schwarzen Haaren, zartrothem Teint, mit edler gebietender Stirn, Augenbraunen, welche Muth

und Entschlossenheit verrathen, mit sprechendem, liebfreundlichem Munde, in welchem Zähne stehen, wie Perlenreih' am Faden hängt. Die zierlichste Hand, der niedlichste Fuß setzt dieses holde Frauenwesen in Bewegung. Es ist der Mühe werth zu sehen, mit welcher Grazie und indianischen Muskulosität sie den Wagen besteigt und verläßt, welcher sie von ihrer jetzigen Wohnung in der Theresienstraße in das ihr vom Könige zugedachte, vom Grund aus neu erbaut werdende Palais in der Barrerstraße täglich führt. Dort leitet sie den Feinbau, denn sie weiß, was Geschmack und Pracht sei. Haltung und Bewegung ist würdevoll. Nichts gleicht dem Feuer ihrer Beredtsamkeit, das sie auf die holdseligste Weise zu mildern weiß. Auch ihre Feinde müssen gestehen, daß man sich in ihrer Nähe von ihrer Persönlichkeit gefangen fühle, Ihren Reizen kann Niemand widerstehen, und selbst dann, wenn sie, äußerst reizbarer Natur in Leidenschaft und Zorn geräth, in welchem sie häufig thatsächlich wird, ist sie eine liebenswürdige Amazone. Sie ist Lieb-

haberin eines regen Lebens; in ihren Zimmern duften die ausgesuchtesten und herrlichsten Blumen; Sing- und Schauvögel beleben die Räume, Katzen und Hunde haben Bürgerrecht in ihrem Hause. Sie selbst weiß sich auf das Geschmackvollste zu kleiden, ihre Toilette ist reizend, und wenn es gilt, ist ihr nichts prächtig genug.

Wie ihr Leib, so hat auch ihre Seele herrliche Vorzüge. Sie ist voll Geist und Witz, ihre Conversation ist lebhaft, anregend, frisch. Keine Hofdame vermag es ihr im Scharfsinn zuvorzuthun. Ahnend weiß sie, wer ihr Feind ist, auch wenn er sich hinter einer Larve zu verbergen sucht. Sie durchschaut die Plane ihrer Gegner, noch ehe sie denken entdeckt zu sein, und weiß dann mit solcher Gewandtheit Minen und Gegenminen zu graben, daß sie in ihren Netzen sich verstricken nnd in ihre eigenen Gruben fallen. Man sieht, daß die Natur Vorsorge getroffen, ein Wesen zu schützen, welches ihrem Character und Temperamente gemäß in

mancherlei Difficultäten sich begeben muß. Es ist die Nothwehr des gedrückten, verfolgten, überall beschränkten weiblichen Geschlechts. Wer mag es Lola verargen, wenn sie ihre Vorzüge dazu benutzt, um auf ihre Art glücklich zu sein.

Viertes Kapitel.

Interessante Ohrfeigengeschichte.

Wir glauben unseren Lesern nicht lästig zu werden, wenn wir in den Kreis unserer Berichte auch solche Thatsachen aufnehmen, welche spaßiger und possierlicher Natur sind. Zumal bilden diese Facta, was man kaum denken sollte, einen Hauptgrund, warum Münchens edle Bevölkerung so herzlich erbos't über unsere Heldin war. Diese Facta sind die so hart berüchtigten und bezüchtigten Ohrfeigengeschichten. Wir erzählen dieselben so, wie sie uns am Meisten authentisch erscheinen, und wollen dem Leser recht gerne seine Kritik und sein

Urtheil darüber belassen. So lächerlich nun aber diese Geschichten scheinen mögen, so haben sie doch auch eine ernste Seite, denn wenigstens eine derselben griff in ihren Folgen etwas tiefer in das Practische ein, indem die Versetzung eines Beamten dadurch bedingt war.

Eine Ohrfeige erhielt von Lola ein Practikant aus der Veterinärschule in München, der ihren erkrankten Hund in Behandlung hatte. Nachdem letzterer eine Zeit lang in des Thierarztes Spital gewesen, und, wie es überhaupt Spitalkranken ergeht, nicht gesund geworden war, kam Lola in Person und erkundigte sich nach dem Schicksale ihres Lieblings. Etwas brüsque und dictatorisch erklärte der Arzt, das Thier sei keineswegs noch hergestellt, vielmehr sei die Krankheit etwas heftiger geworden. Entrüstet über diesen Gleichmuth und vielleicht auch über die schwache Heilkunst, welche sich als starke preist, vielleicht auch aus Mitleiden mit den vermehrten Schmerzen des Thieres, gab sie dem Arzte eine Ohrfeige und nahm unverzüglich

ihren Hund zu sich. Daß derselbe durch häusliche Pflege wiederhergestellt wurde, erhellt aus einem späteren Factum, bei welchem jener Hund nochmals seine Rolle spielt. Als der Practikant polizeiliche Ahndung wegen dieser Realinjurie ansprechen wollte, soll der König ein Handbillet an den Director der Veterinärschule geschrieben haben und befreite auf diese Weise Lola von der Hand ihres drohenden Peinigers.

Eine zweite Ohrfeige bekam der Packknecht des Ingolstädter Boten, der eben mit Aufladen von Gütern beschäftigt war und einen großen, starken Hund zur Seite hatte. Zufällig passirte Lola, von zwei Herren begleitet, diese Straße. Ihr Hund, eine schöne schwarze Dogge, mochte Miene machen, den Hund des Packknechtes anzufallen. Der Packknecht schlug deßhalb ohne Weiteres mit einer Ladaxt nach dem Hunde Lola's, worauf Letztere blitzschnell auf den Packknecht eindrang nnd ihm eine derbe Ohrfeige versetzte. Derselbe war ganz consternirt, eine solche heroische

Dame zu sehen, und verhielt sich ruhig. Nicht so das Publicum, welches sich während dieses Schauspieles in Masse versammelt hatte. Des Auflaufs halber begab sich Lola in einen Silberladen und mußte dort geduldig verharren, bis die lächerlich-tobend sich geberdende Menge nach Dazwischenkunft von einer Anzahl Gensd'armen und selbst des Polizeicommissärs auseinanderging. Der Packknecht verklagte zwar Lola bei der Polizeibehörde wegen der erlittenen Injurie; in Ansehung aber, daß der Schlag ihn electro-magnetisch durchzuckt und gerade keine eigentlich großen Schmerzen verursacht habe, begnügte er sich mit einigen Reichsthalern Schmerzensgeld und stand von der weitern Verfolgung der Sache ab. So endete auch dieser Spaß ohne fernere Folgen für Lola, und der König soll sogar über diese Geschichte herzlich gelacht und die Heldin wegen ihres Muthes belobt haben. Anders sprachen die gekränkten Einwohner München's. Mit Pathos hörte Verfasser dieses Buches selbst Männer und Frauen in die Worte des Unmuthes aus-

brechen: „Soweit ist es gekommen, daß diese Fremde bayerische Bürger ungestraft schlagen kann!“ Fürwahr, der Casus macht mich lachen!

Die dritte Ohrfeigengeschichte ereignete sich auf folgende Art. Während der diesjährigen Faschingstage wollte Lola's Kammerdiener als Maske bei einem Privatball im Gasthof zum goldenen Hirschen in München hospitiren. Havard, der Gastgeber, bemerkte ihm, daß die Gesellschaft eine geschlossene sei, und letztere selbst wies die Maske auf eine wenig freundliche Art hinaus. Hierauf verfügte sich Lola, welche, was hier bemerkt werden muß, im goldenen Hirschen, wenigstens in dem dazu gehörigen gegenüberliegenden Gebäude wohnte, in Person zum Gastgeber und machte ihm Vorwürfe darüber, daß er die übliche Maskenfreiheit während der Faschingszeit so wenig respectire, zumal sie ja eine Mitbewohnerin des Hauses und sogar als Fremde zu betrachten sei. Im Wortwechsel erhielt endlich Havard eine Ohrfeige; eine zweite erhielt der Kleidermacher Riehle, welcher sich

unberufen in die Streitsache mischte. Während Havard die Injurie nicht erwiederte, suchte sich jedoch Riehle durch Repressalien zu entschädigen, versetzte der schönen Dame mehrere Streiche auf die Wange und suchte seine männliche Kraft durch Hinauswerfen zu zeigen. Die Sache, welche polizeilich anhängig wurde, endete damit, daß über Lola und den Schneider Arreststrafe ausgesprochen wurde, über Lola wegen Realinjurie, über den Schneider wegen unberufener Einmischung. Beide wurden jedoch durch die Gnade des Königs von der Arreststrafe entbunden. Havard soll diesen Handel nicht weiter verfolgt haben. Lola verließ gleich des andern Tages ihre Wohnung und zog in die Theresienstraße.

Eine folgenreichere Ohrfeige erhielt endlich ein Postpacker, welcher ihr, als sie in ein Postlocal eintreten wollte, um sich über etwas ihr sehr Wichtiges zu erkundigen, den Eingang etwas brüsque versagte. Der Postpacker verklagte Lola bei der Polizei wegen beleidigter Amtsehre. Sie wurde

mittels Schreibens von letzterer citirt. Im Zorne und Aerger, daß sie sich persönlich stellen und überhaupt so viel mit der Polizei zu schaffen haben solle, zerriß sie das Citationsschreiben, durch welchen neuen Act der Selbstäußerung die Sache noch schlimmer angesehen wurde. Der Handel wurde nämlich, wie man zu sagen pflegt, criminell und erschien als Widersetzlichkeit und Verachtung gegen die staatliche Behörde. Wir lassen es dahingestellt, ob es absolut nothwendig war, dieses Vergehen als criminell und als dolus anzusehen, oder vielmehr als etwas im augenblicklichen Aufwallen des Zornes Geschehenes, da, wie schon bemerkt, Lola sehr reizbaren Temperamentes ist. Wir berichten blos, daß diese allerdings scharfe Auffassung der Sache dem damaligen Polizeidirector Freiherrn von Pechmann von hoher Stelle sehr übel ausgelegt wurde. Derselbe war bekanntlich nach dem Ableben des Freiherrn von Karg-Bebenburg erst kurz an seine Stelle berufen worden, und war früher Landrichter in Landshut. Man sagt, der König habe, bei

jener Ueberweisung der Sache zum Stadtgerichte, Freiherrn von Pechmann vor sich kommen lassen, um ein Referat zu vernehmen, oder sie günstiger zu gestalten. Im Laufe des Gespräches habe er ihn unter Anderm gefragt, was denn eigentlich das Volk dazu sage, Freiherr von Pechmann habe sich auf diese Frage zuerst zurückhaltend benommen, dann aber, aufgefordert, unverholen zu sein, geantwortet: „Majestät! Sie haben die schönste Perle aus ihrer Krone verloren, die Liebe ihres Volkes!“ Darauf habe der König schnell erwiedert: „Fort! fort! in Landshut ist auch eine gute Luft.“ Somit hatte Freiherr von Pechmann aufgehört, Polizeidirector in München zu sein, und wurde wieder an seine Stelle als Landrichter in Landshut zurückversetzt, die Polizeidirection aber erhielt der Polizeicommissär Mark. — Weitere unangenehme Folgen hatte auch dieser Handel für Lola nicht. Ihre Zurechnungsfähigkeit erschien aus mehreren Gründen für eine zu verhängende Strafe nicht hinlänglich, dieweil, wie aus

einem angeblichen Gutachten des königlichen Leibarztes unwiderleglich hervorgehen soll, sie damals, sich in temporären interessanten Umständen befindend, äußerst gereizt gewesen ist. So wich auch diese Trübsal, und Lola ist ein aus der Asche hervorgehender Phönix.

Was soll man nun zu allen diesen Vorfällen sagen? Soll man sie mit dem strengen Ernste eines Jury beaugapfeln? Ich fürchte, man ahme dann Don Quixote nach, der Windmühlen für Riesen hält. Jedes Ding hat zwei Seiten, die strenge und die milde. Das Alterthum hat zwei Philosophen gehabt, von denen der eine über alles lachte, der andere über alles weinte. Man kann in einer Laterna Magica die freundlichsten Figuren zu entsetzlichen Schreckbildern umgestalten. Man kann durch verschiedene Schlüsse in dem kleinsten moralischen Fehler eine Sünde gegen Gott erkennen. Offenbar spielen in dergleichen Urtheile gar oft fremde Strahlen hinein, und es ist ein alter Satz: Wer liebt, verzeiht. Wer demnach haßt, sieht

gerne Alles schwarz; kleine Fehler werden zu großen, kleine Vergehen zu Verbrechen; Uebereilungen zu Bosheiten, Eigensinn zur Empörung. Lola ist, wie schon gesagt, von reizbarem, leicht in Zorn aufwallendem Temperament, einer Gemüthsverfassung, die leicht zur Reibung mit andern Personen, zur Selbsthülfe und somit zur polizeilichen Sphäre führt. Ihr Character ist chevaleresque, hat einen Anflug von Romantik; sie hat Muth und Entschlossenheit. Bei all diesen Eigenschaften sind Collisionen leicht möglich. Würde Lola ein Liebling des Volkes sein, so würde man sich solche Dinge mit heiterem Scherze erzählen. So aber ist das Publikum gegen sie eingenommen, und die lustigen Tagsereignisse werden zu blutigen Thaten, zu tief traurigen Vorfällen, zu heillosen Gewaltthätigkeiten. Ja man läßt sich in kindisch-lächerlichem Pathos so weit treiben, daß man das bayerische Bürgerthum als von einer Fremden hart und arg verletzt sich vor die Seele führt. Difficile est, satyram non scribere! — Lola ist nicht in Allem

zu rechtfertigen, wie denn leidenschaftlicher Zorn Niemand, am wenigsten einer Dame, zu rathen ist, aber bekennen müssen wir zur Steuer der Wahrheit, daß Einem von der wenig gebildeten Classe in München oft mit eclatanter Grobheit begegnet wird. So hat vielleicht jener Packknecht des Ingolstädter Boten sein Schicksal verdient. Man hat für ein so rohes Betragen in München selbst ein Wort, das Wort „protzenhaft.“ Unter Protz aber versteht man eine Kröte und im figürlichen Sinne einen Menschen, der mit großer Wohlhabenheit bedeutende Genährtheit des Körpers, Ungenährtheit des Geistes und erstaunliche Grobheit verbindet, und diese Eigenschaften finden sich fast in allen Ständen; leider wird man selbst auf Aemtern nicht immer mit der gebührenden und so wohl anstehenden Feinheit behandelt, was hier nicht das erste-Mal, sondern bekanntlich schon öfter gerügt worden ist. Strenge Amtstreue ist lobenswerth, aber sie paare sich mit Höflichkeit! Hienach wird ein Theil jener obigen Facta zu bescheiden sein.

Nur ein Wort müssen wir über Freiherrn von Pechmann's Versetzung vernehmen lassen. Verdienten seine Worte: „Majestät! Sie haben die schönste Perle aus ihrer Krone verloren, die Liebe ihres Volkes!“ eine solche Strafe? Lesen wir in der Seele des Königs richtig, so fand dieselbe in dieser Aeußerung keinen amtlichen, sondern einen persönlichen Character, eine Parteiergreifung gegen des Königs Benehmen. Ich schweige, denn die Sache ist fein und grobe Hände dürfen sie nicht fassen.

Fünftes Kapitel.

Ein Blick in eines Königs Herz und Recht.

Wurde bisher über die Person Lola's und die durch dieselbe herbeigeführten kleineren Tagesereignisse Bericht erstattet, so glaube ich, daß auch die Stellung und das Verhältniß des Königs zu ihr etwas beleuchtet werden müsse. Wie überall, so ist auch hier eine doppelte Auffassung möglich. Es giebt eine rohe und gemeine Welt, welche, wo es einigermaßen thunlich ist, nur eine schmutzige Seite zu finden und hervorzukehren weiß. Man braucht jedoch kein Libertin zu sein, um gewisse galante Abenteuer nicht auf der Wagschale der strengen

Kritik zu wiegen. Wird es ja als eine christliche Tugend hingestellt, von Andern das Beste zu glauben und in der Beurtheilung mild und leidenschaftslos zu sein. Zudem sind gerade oft die strengsten Mückenseiger die größten Kamelverschlucker, indem sie in gewissen Sachen den Zügel der sogenannten Sittlichkeit sehr straff ziehen, für andere Zwecke aber ihn sehr lax halten. Es kommt dabei die alte Frage auf's Tapet, was denn eigentlich Sittlichkeit sei. Ich will den Begriff derselben, wie er in mir zur Ueberzeugung geworden ist, nun keineswegs der Welt aufdringen, auch hier nicht einmal soll er die Basis einer Apologie des Königs bilden, aber mit vollem Rechte, glaube ich, verlangen zu können, daß man eine mildere Auffassung nicht kalt und ungläubig von sich abweise und so sich unter die Reihen der gemeinen und rohen Kritiker mische.

Hochgestellte Personen sind der Kritik am Meisten ausgesetzt, und wem ein wichtiges Amt übertragen ist, über den werden die verschiedensten Stimmen je nach dem politischen oder kirchlichen

Systeme laut werden. Unbestritten, lobenswerth und von jedem Vernünftigen wohl anerkannt ist des Königs Sinn für Kunst und antike Schönheit, und hier hat sich derselbe gewiß ein Denkmal erbaut, dauernder, als Erz. Haben andere Fürsten auf Militär und Kasernen ungeheure Summen vergeudet, so war es eine liebe und theure Privatneigung des bayerischen Fürsten, die Kunst zu beschützen und ihre Schätze der gewiß einst dankbaren Nachwelt aufzubewahren. Es ist überflüssig, aller der Bauten und Kunstsammlungen Erwähnung zu thun, welche durch ihn an's Licht kamen.

Sinn für Schönheit und Geschmack für Kunst adeln in der That das Herz des Königs, sie stehen aber auch in einem gewissen Contrast mit den Eigenschaften eines christlichen Fürsten. Um offen zu sprechen: das strenge Christenthum schließt eigentlich die Kunst aus. Man lasse sich nicht beirren mit dem Einwurf, die christliche Religion habe ja die Kunst gefördert und noch heute heiligen sie dieselbe durch die Ausschmückung ihrer Tempel. Illusion ist

es! ein täuschendes Quidproquo! Nicht die Kunst will die Kirche fördern, sondern sie will **sich** fördern durch die Kunst; nicht die Kunst will sie heiligen, sondern sich will sie schmücken durch die Kunst. Diese Andeutungen mögen hier genügen und haben nur den Zweck, auf ein Phänomen hinzuweisen, welches zu erklären ein interessanter Gegenstand wäre. Ein Contrast ist es, zugleich der Kunst und der Kirche in Wahrheit anzugehören. Es ist kaum zu bezweifeln, daß der König aufrichtig den Grazien opfert. Seine Liebe zu ihnen ist ungeheuchelt, und der Beweis dafür könnte von hundert Seiten, sowie von seinen Gedichten geliefert werden. Der König hat also eine Individualität, wo Welt, Menschenthum, Griechenthum, Kunstschönheit hineinragt. Das ist wichtig, es ist ein Schlüssel zu seinem Privatleben. Schönheit weiß er zu schätzen, Schönheit weiß er anzubeten, für Schönheit lebt er, in ihr webt er. Wo aber die Grazien ihren Wohnsitz aufgeschlagen, da darf auch Aphrodite nahen. Tretet, ihr Schwergläubigen, in die

Residenz, durchschreitet die sinnig ausgeschmückten Gemächer! Dort werdet ihr auch einen Saal finden, welcher der Schönheitssaal heißt. Abgebildet von Meisterhand sind dort die herrlichsten Frauengestalten und ihr holdes Antlitz leuchtet euch gleich der Sonne am Frühlingsmorgen entgegen. Dort prangt auch Lola's Bildniß in Lebensgröße. Keiner zulieb, und Keiner zuleid, aber sie ist die Perle unter den Perlen, die Blume unter den Blumen. Von Stieler's Hand ist dieses Meisterwerk der Schöpfung. Zwar soll das Gemälde des Königs Kunstgefühl nicht ganz befriedigt, und er soll Stieler sogar, auf der Straße mit ihm zusammentreffend, gesagt haben: „Stieler, Euer Pinsel wird alt!“ Aber wo das Leben spricht, muß ja die Kunst zurückstehen.

Noch kaum je für ein schönes Frauenwesen war der König so enthusiastisch gestimmt, wie für Lola, und mit Hinweisung auf den Eingang in diesem Kapitel kann mit voller Wahrheit behauptet werden, es umschlinge Beide ein seelisches Band.

Ihre Zuneigung ist zugleich Freundschaft. Daher schreibt es sich, daß Lola mehr Einfluß auf den König hat, als ein gewöhnliches Verhältniß zu thun pflegt. Dadurch erklären sich die gewaltigen Veränderungen, welche in jüngster Zeit stattfanden. Es spricht der Geist zum Geiste, die Seele zur Seele, und ich denke vor der Heiligkeit eines solchen Verhältnisses müßte jedes falsche Licht, boshafterweise hinübergespielt, verschwinden. Wenigstens ändert es nichts in der wahren Sachlage.

Daß ein König durch solche Huldigungen die schönste Perle aus seiner Krone verliere, wie Freiherr von Pechmann dem Volke in den Mund legt, wäre eine sehr abenteuerliche Sache. Ueberhaupt ist ja in gewissen Dingen die Person des Fürsten von seiner Würde zu trennen. Der König ist auch Privatmann und Cavalier. Wie lächerlich müßte ein Buch ausfallen, welches zum Zwecke hätte, darzuthun, wie Alles und Jedes, was der Fürst treibe, eigentlich Staatssache sei. Wahrscheinlich müßte er dann essen und trinken, um sich dem Staate zu erhalten;

spazierengehen, um sich für Staatsgeschäfte neu zu stärken; heirathen, um einen Thronerben zu haben u. s. w. Da wäre ja der König gar nichts Anderes, als der Knecht der Knechte, zugleich Triebrad und getriebenes Rad. Und was nicht streng in die Staatsmaschine paßte, das müßte er bleiben lassen. Lieblingsneigungen, Privatvergnügungen wären unzuläßig. Wer aber in aller Welt möchte da noch König sein! Das große Publicum urtheilt in diesen Dingen, wie bekannt, engherzig; es weiß nicht, was es fordern darf und soll. Es glaubt, der Fürst müsse ebenso bürgerlich zurückgezogen leben, als der schlichte Handwerksmann. Es murrt über ein schönes Gespann, über eine fürstliche Tafel, über ein prächtiges Palais, und nennt es überschwenglichen Luxus. Und hat ein Fürst nun gar Sinn für weibliche Schönheit, sucht er auch außer dem häuslichen Kreise Nahrung für seinen Geist, Labung für sein Herz, Befriedigung des Freundschaftstriebes, da ist es aus, da ist Feuer im Dach, da wankt des Staates Säule,

da sinkt des Reiches Grundbau, Alles ist verloren, selbst die schönste Perle der Krone, des Volkes Liebe. Aber nur eine Nacht Geduld und zaubrisch hat sich Alles wieder eingestellt. Als nach den tumultuarischen Auftritten am 1. März der König zum erstenmale wieder im Theater erschien, wurde er mit jauchzendem Vivat empfangen und begrüßt. Hat das Publicum gemurrt über das Verhältniß des Königs zu Lola, so vergesse man nicht, daß es ebenso unzufrieden ist mit seinen herrlichen Kunstbauten und, wie es sich auszudrücken pflegt, mit seiner Geldverschwendung auf Kunstschätze; daß es sich aufhält über seine Reisen, die er der Gesundheit wegen unternimmt. Hier zeigt sich das Publicum tyrannisch, und seine Unzufriedenheit ist unrecht.

Sechstes Kapitel.

Ein Apologie für den König.

Aus jener feurigen Zuneigung zu Lola, aus jenem innigen gegenseitigen Verhältnisse läßt es sich erklären, daß der König allen Wünschen seines Lieblings entgegen=, ja zuvorkommt. Einem Solchen verzeiht ja die ganze Welt auch kleine Launen. Und ist er angegriffen, so wird Schutz und Hülfe gern gereicht, denn Unbill fühlt man mit; Feind ist, wer ihm nicht wohl will, und durch jede Mißachtung wird Entrüstung hervorgerufen. Lola hatte das Unglück gehabt, gleich von vorn herein dem Publicum zu mißfallen. Man hatte keinen Grund

dazu. Von gewissen Bauleuten ist der Stein verworfen worden, der nun ein Eckstein geworden ist. Betrachten wir die Stellung des Königs gegenüber dem Publicum, welches gegen Lola eingenommen war, so konnte man sie wirklich eine schwierige nennen, aber der König war offenbar in seinem Rechte. Ja, wir müssen seinen Gleichmuth, seine Festigkeit bewundern, mit welcher er an Lola hing mitten unter dem Toben des Sturmes. Kirche, Staat und Familie, ja die ganze Welt drang auf Lösung dieses zarten Bandes. Erzbischöfe und Bischöfe, Minister und Gesandte, Polizeidirectoren und unberufene Privatleute wollten direct und indirect, gelegentlich und ungelegentlich ihre Herzensmeinung anbringen, aber sie fuhren Alle so ziemlich ab. Das Heulen der Schakale, das Schleichen der Füchse, das hinterlistige Lob witterte der König von Ferne, und Lola's Scharfsinn war ohnedem eine stets fertige Waffe gegen die feindseligen Umtriebe. Zum ersten Male vielleicht hatte der König Gelegenheit gehabt, seine Umgebung kennen zu lernen.

Daraus erklärt sich nun Vieles im Benehmen und Verfahren des Königs Mancher mußte seine Keckheit und Unüberlegtheit büßen. Ich weiß es, daß eine gewisse Partei und dergleichen Leute den Märtyrerkranz zu schlingen sich bemüht, es ist das Einzige, was man bei solchen mißlichen Constellationen thun kann. Es ist aber auch die alte Heuchelei, die immer und überall an's Licht tritt. Das Ganze an der Sache ist, daß sich der König nicht düpiren ließ, daß er durch die Larve hindurchblickte und recht wohl erkannte, worauf das Alles hinaus wollte. So erreichte man den gewünschten Zweck nicht, sondern man förderte gerade das Entgegengesetzte zu Tage. Und je gereizter, gespannter, heuchlerischer, maßloser man sich benahm, desto kälter, energischer, klarer und strenggerechter ging der König seinen Weg — er ging ihn allein, furchtlos, uneingeschüchtert, denn ihn und Lola rechnen wir als Eins. Hienach sind jene Schritte zu bemessen, welche der König gethan, hienach jene Veränderungen, Versetzungen u. s. w. zu be-

urtheilen. Wird ein geschichtliches Factum, so wie es zur Kenntniß kommt, nur an und für sich betrachtet ohne seinen vorhergehenden geheimen Zusammenhang, so kann es jede Partei je nach ihrem Systeme und ihren Absichten interpretiren. Man kann einen Act der Ungerechtigkeit und der Willkühr, der Rachsucht und der Laune daraus machen, man kann durch hinterlistige Auslegungen das Mitgefühl des Auslandes erbetteln, man kann die Sache nachtheilig verkehren und verdrehen, man kann die Stimmung präoccupiren, und so auf sophistische Weise seine Partei vertreten, aber zur Wahrheit und klaren Einsicht gelangt man dadurch nicht. Denn hiezu gehört, daß man zwischen den Zeilen lesen könne, daß man einen geheimen Schlüssel besitze, daß man das, was vorhergeht, genau in Betrachtung ziehe. Der König hat ganz Recht gehabt, wenn er gegen gewisse Leute, welche unter dem Scheine der Loyalität und der Vaterlandsliebe blos Partei gegen ihn ergriffen hatten, mit Energie einschritt und die Gewalt des Scepters

fühlen ließ, die sie für ihr Interesse immer als unbeschränkt hingestellt hatten. Und gesetzt auch, es habe der König eine gereizte Stimmung nicht unterdrücken können, so war sie genugsam durch die Hinterlist hervorgerufen worden, mit der man ihn zu leiten und zu düpiren suchte, durch die boshaften Angriffe, die man immerwährend gegen alle Tritte und Schritte Lola's richtete. Es kann kein Mensch im Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt. Es wird jedoch dieser Gegenstand in der Folge noch von einer viel wichtigeren Seite zur Sprache kommen, wodurch sich Umtriebe ganz besonderer Art herausstellen werden. Bis dahin habe der Leser Geduld.

Siebentes Kapitel.

Lola und der Köng als Cavalier.

Wir glauben dem Leser auch einige Anecdoten, wie wir sie nennen wollen, nicht vorenthalten zu dürfen, zumal dieselben wirklich historisch und amüsant sind. Sie geben zugleich ein Zeugniß von dem gentilen Verhältnisse zwischen dem König und Lola. Wir erzählen sie so, wie wir sie von glaubwürdigen Quellen gehört haben.

Als Lola einst von spasmischen Leiden befallen wurde, welche sich auf die Mittel des Stabarztes Dr. Curtius noch heftiger einstellten, sprach sie zum König: „Louis, ich habe Gift bekommen!“

Da ergriff derselbe die Medicin und leerte sie unter dem Ausrufe: „Wenn keine Lola mehr ist, soll auch kein Ludwig mehr sein!“ — Man erkennt in diesen Worten den heiteren Scherz, die launige Stimmung, in welche sich der König, wenn er mit Lola zusammen war, versetzt fühlte.

Aus mehreren Thatsachen geht hervor, daß auch Lola großes Interesse an dem Könige nimmt, daß sie die Zuneigung theilt, welche dieser für sie hat, und daß, wie schon erwähnt, zwischen Beiden ein gewisses Seelenbündniß stattfindet. Als Lola einmal gefragt wurde, wie sie bei ihrer Jugend und ihrem Temperamente ein gelantes Verhältniß mit einem doch schon bejahrten Herrn eingehen könnte, antwortete sie: „Der Geist eines Ludwig bleibt ewig frisch und jung!“ — Man mag darüber kritisiren, wie man will, mit der stets fertigen Gemeinheit es halten, etwas Feines und Idealisches bleibt in jenem Verhältnisse doch.

Eines Tages war Lola in Schulze's Modehandlung getreten und ließ sich Mehreres zur Aus-

wahl vorlegen. Bei einem Artikel bemerkte Schulze, daß derselbe für eine hohe Person gehöre. Rasch fiel Lola ein: „Dann muß ich etwas noch Schöneres haben!" Erzürnt soll Schulze sie hierauf beim Arm ergriffen und aus dem Laden geführt haben. Man erzählt, daß sich der König auf diesen Vorfall in den Laden des Modisten verfügt und da er gerade abwesend war, gegen dessen Frau geäußert habe: „Sagen Sie Ihrem Manne: daß er ein Flegel sei!" — Wer kann das Benehmen jenes Modisten billigen? Was ist es denn für ein Verbrechen, wenn eine Dame noch etwas Schöneres, als eine andere trägt, sich wünscht? Wer bezahlt, kann wünschen und wählen. Hat sich nun die Sache wirklich so zugetragen, so haben wir ein Beispiel von ungerechtem Hasse gegen Lola und hier noch insbesondere von der Münchner Protzenhaftigkeit. Wie aber, wenn Lola diese Realinjurie mit einer Ohrfeige erwiedert hätte? — Ja, da hätte sie Unrecht gehabt, und die ganze Welt hätte geschrieen: Lola hat schon wieder einen baye-

rischen Bürger geschlagen!! — Diesesmal fand sie am Könige einen Cavalier, welcher that was Recht ist. Wer möchte ihn tadeln? Wahrscheinlich der, welcher im Könige nur den Knecht aller Knechte erkennt und ihm verbietet, eine Privatperson zu sein.

Ein anderes Mal, als der König Lola besuchte, fielen dessen Augen beim zufälligen Oeffnen eines Schranks auf zwei Dolche. Neugierig fragte der König, ob diese auch zu ihrer Toilette gehörten. Da nahm sie mit der ihr eigenen Anmuth in jede Hand einen Dolch und sagte, liebenswürdigen Ernst simulirend: „den einen für mich, den andern für Dich, wenn Du mich verläßt!“ — Es ist Schade, daß der König nicht auf den Gedanken gerieth, Lola in dieser gewiß bezaubernden Situation malen zu lassen.

Wieder ein Mal kam ein bisher obscurer Künstler zu Lola und bat sie, ihm zu gestatten, daß er ihren wundernetten Fuß modellire. Sie stimmte ein, und das plastische Werk gelang voll-

kommen. Als der König dasselbe sah, bezeugte er dem Bildhauer seine ganze Zufriedenheit und honorirte ihn mit einer bedeutenden Summe unter der Bemerkung: „Schön, recht schön! die besten Künstler leben oft im Verborgenen!“ —

Was das Publicum unter Anderem gegen Lola aufbrachte, war der Neid über ihr äußeres Glück, das sie dem König verdankt. Gar mancher Haß hat hierin seinen Grund und oft ist der Reiche nur um seines Reichthumes willen ein Gegenstand der Anfeindung. Würde jedoch die Menge über die Privatkasse eines Mannes schalten und walten können, so würde jeder zuvörderst sich bedenken und den geringeren Rest Anderen belassen. Wie Jemand sein überflüssiges Gut verwenden wolle, bleibt offenbar ihm freigestellt; wie er es verwenden solle, darüber lassen sich schwer ausreichende Normen geben. Hat ja selbst Jesus, als ein Weib ihn mit köstlichem Nardenwasser salben wollte, und einer der Apostel, ich glaube es war Judas, im Unwillen sagte, es sei dies Verschwendung und

besser, es zu verkaufen und den Erlös den Armen zu geben, die Worte geäußert: „Arme habt ihr allezeit bei euch, mich aber habt ihr nicht alle Zeit.“ Wollte ein König alle Armen glücklich machen, so müßte er bald ärmer, als der heilige Martin sein, und es fragt sich noch, ob solch eine Municifenz ihren Zweck erreiche. So schön, edel und wünschenswerth es nun auch ist, daß der Reichere den Aermeren bedenke, so können eben doch nicht alle Thäler ausgefüllt werden, höchstens durch die Ebnung der Berge. Das ist Communismus — ich meine, wenn eine solche Municifenz im Ernste gefordert und mit gehörigem Nachdruck erzwungen würde, so hätte man eine Execution der Pflicht: dem Armen theile dein Gut mit! So kann es nun einmal in der Welt nicht gehen. Es gibt Pflichten und Neigungen; jenen soll, diesen darf der Mensch leben. Eine Welt voll Pflichten wäre ein gräuliches Jammerthal. Am Ende bedarf auch Lola der Rücksicht. War sie denn bisher nicht die Gehetzte, Bedrängte, Verfolgte, Verbannte? Wer, Mensch und

Christ, er habe denn die zopfigste Welt- und Menschenanschauung, die spießbürgerlichste Moral, die boshafteste Schadenfreude, möchte sagen: Sie hat dies Alles verdient und braucht überhaupt gar nicht mehr zu leben.

Weg mit all diesem Geschwätze der Menge, man kommt damit doch am Ende nur zu den lächerlichsten Extremen. Mittlerweile fährt unsere holde Lola in einer schönen Equipage, mit herrlichen Rappen bespannt — ein Geschenk des Königs. Sie wird wohnen in einem Palais, wahrhaft fürstlich eingerichtet in der Barrerstraße No. 7. In dem daran stoßenden Garten kann sie ausruhen von den Mühen des Lebens, stolz auf die Lorbeeren, die sie sich in letzter Zeit um Bayern's Wohl erworben. Wer möchte fragen, was und wieviel der König ihr zum Geschenke gemacht hat. Wenn es nicht Neugierde ist, ist es Neid. Wir erwähnen hier nur, daß Lola, was gewiß ihrem Herzen Ehre macht, den Armen sehr reiche Gaben spendet, und noch kein dürftiger Familienvater oder bedrängte Familien-

mutter ohne Unterstützung von ihr gegangen ist. Und Solches ist gewißlich wahr. Vielleicht verzeiht es die Welt dann um so leichter, daß der König Lola unter Anderm ein silbernes Tafelservice durch den Finanzminister Grafen von Seinsheim überreichen ließ; daß dieselbe bei der Indigenatsgeschichte, als Staatsrath und Ministerium ihre feindselige Stimmung gegen Lola factisch bewiesen, von dem Könige eine Cassette zum Geschenk erhielt, worin sein Miniaturbildniß und ein Viertelpfund bayerische Banknoten gewesen sein sollen.

Noch müssen wir einer hieher gehörigen Anecdote erwähnen. Lola kam eines Tages zum Intendanten der königlichen Privatkasse, um die ihr vom Könige bestimmte monatliche Rente in Empfang zu nehmen. Der Intendant bemerkte ihr, daß er ohne die Unterschrift des Königs keine Rechnung honoriren könne. Hierauf verfügte sich Lola zum König und klagte ihm dieses Benehmen. Sogleich ging derselbe Arm in Arm mit ihr zum Intendanten und bedeutete ihm, Lola ihre Rente auch ohne

seine Unterschrift auszubezahlen, worauf dieselbe noch hinzusetzte: „Nicht wahr, Majestät, und ich kann befehlen.“

Man sagt auch, Lola beziehe aus der Theater- kasse einen Quiescenzgehalt als Hofballettänzerin.

Die Schönheit, die Anmuth und den Liebreiz seiner Lola besang der König in den hier folgenden drei Gedichten, welche er ihr auf himmelblauer Seide geschrieben auf einem Sammtkissen nebst an- deren eleganten und reichen Beigaben überreichen ließ. Wir theilen diese Gedichte, die man als Gelegenheitsgedichte, und nicht für die Oeffentlich- keit bestimmt, betrachten muß, so mit, wie sie in Abschriften hin und wieder in's Publikum gelang- ten, können aber für die Correktheit nicht stehen.

I.

Leuchtend himmlischblaue Augen,
Gleich des Südens Aether klar,
Die in Seligkeiten tauchen,
Weiches, glänzendschwarzes Haar —
Heitern Sinnes, froh und helle,
Lebend in der Anmuth hin,
Schlank und zart, wie die Gazelle,
Bist Du, Andalusierin!
Edelstolz, doch treu hingebend
Ohne Falsch das Herz dem Herzen,
Giebst Du in der Liebe Gluthen
Höchste Wonne sonder Schmerzen.
Voll von Feuer, voll von Leben,
Fremd der Leidenschaftlichkeit,
Ist Dein Wesen, ist Dein Streben
Vom Alltäglichen befreit.
In dem Süden ist die Liebe,
Da ist Licht und da ist Gluth,
Da im stürmischen Getriebe
Strömet der Gefühle Fluth.

Wonne muß die Seele trinken,
Tönt zur Zither Dein Gesang,
Hin zu Deinen Füßen sinken,
Machet Deiner Stimme Klang;
Auf's Entzückendste erscheinest
Du hier in der Anmuth Glanz
Hohes, Liebes hier vereinest
Reizend Du in Einem Kranz.

II.

Süßer Liebe Strahlen drangen
Durch des Lebens düstres Grau,
Das Gewölke ist vergangen,
Und der Himmel wieder blau.
Laß auf's Neu den Dichter schwärmen,
Ohne Lieb' erstarrt das Blut,
Laß ihn wieder sich erwärmen
An der Liebe ew'ger Gluth!
Wenn sich still die Tage gleichen,
Kein Gefühl das Herz bewegt,
Muß des Dichters Muse schweigen,
Freudenarm und unerregt.

Jetzt, von Liebe hochgetragen,
Mir des Ird'schen Last entweicht,
Zaub'risch fühl' ich's in mir tagen
Und das Leben wieder leicht.
In des Aethers lichte Höhe
Sich verklärt die Seele schwingt,
Wenn ich weil' in Deiner Nähe,
Wo mich Seligkeit umschlingt.

III.

Nicht den Geliebten kannst Du betrüben, Dir fremd sind die Launen,
Mit dem Liebenden nie treibst Du ein grausames Spiel.
Selbstsucht kennest Du nicht, hingebendes göttliches Wesen!
Gut ist Dein liebendes Herz, treu Dein wahrhaft Gemüth.
Glücklich willst Du den seh'n, der Dich liebt, dann bist Du es selber:
Weiß es der Liebende gleich, immer doch hört er's erfreut,
Daß geliebt er werde, daß ewig Dein Herz ihm gehöre.
Nicht, wie's von Andern geschah, bist Du darüber ihm still,

Nein! auf's Neue stets sagst Du dem Liebenden, daß Du
ihn liebest,
Und dies Alles ertönt immer beseligend neu.
Die Italienerin reicht im Meere von bitteren Qualen
Tropfen der Seligkeit dar — Seligkeit, Seligkeit nur
Läßest Du, Spanierin, mich entzückend, begeisternd empfinden;
In Dir, Göttliche, fand Liebe im Leben ich nur.

Achtes Kapitel.

Schilderhebung des Ultramontanismus.

Die bisher berichtete Tagesgeschichte ging, wie ersichtlich, im Ganzen nicht tiefer in das Practische ein; sie bestand mehr in einem Gezänke, bisweilen ärgerlich, bisweilen amüsirlich. Es war jedoch vorauszusehen, daß sich die Sache in diesem Stadium nicht erhalten konnte, daß vielmehr ernstere Ereignisse, bedeutendere Verwickelungen erfolgen würden. Es handelt sich um einen Kern, bei welchem Staat und Kirche betheiligt war. Zu groß und zu einflußreich war eine gewisse Gewalt geworden, welcher Lola ein Dorn im Auge war. Dieser

Gewalt schien ein Moment gekommen zu sein, in welchem ihre Existenz auf das Gefährlichste bedroht würde. Sie befürchtete einen Stillstand, wenn nicht Rückschritt. Beides zu vermeiden, ja wo möglich beim Gelingen einen noch größern Umschwung zu gewinnen, war die Aufgabe. Es mußte, so urtheilte man, ein Schlag, ein Coup ausgeführt werden, der mit einem Male das ganze in Aussicht stehende reformatorische Gebäude zertrümmern sollte. Da waren nun die Häupter einmüthiglich bei einander und beriethen im hohen Rathe das Was und das Wie. Da setzten sich hundert Arme in Bewegung, Minen zu graben, Laufgräben zu ziehen, Bollwerke zu errichten. Wie vor dem Nahen eines Ungewitters eine Stille eintritt, so war Alles plötzlich ruhig und schweigsam geworden und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Den Feind in seinem Lager anzugreifen, mit blanken Waffen und schwerem Geschütz, das schien denn doch unrathsam. Das Volk direct in das Spiel zu bringen und auf die Arena zu füh-

ren, dünkte noch zu gefährlich. Man kann seine Beute nicht immer im Sprunge erhaschen, wie der Löwe, sondern oft besser durch Fuchsenschlauheit, durch ein Herumschmiegen und Herumkriechen, durch ein leises Schleichen, welches das Opfer nicht mißtrauisch macht. So wollen wir denn, sprachen sie, hingehen zum Könige und ihm Gesandte schicken, und sagen: „Großmächtigster König und Herr! Wir können Dir nicht länger dienen, so Du noch länger wandelst auf diesen Pfaden. Es murrt das Volk; nicht länger können wir es halten im Zaume; ach! siehe zu, daß Dir nicht ärgeres widerfahre! Betrübt und ängstlich stehen Deine getreuen Knechte vor Dir und bitten Dich, die Wege der Finsterniß zu verlassen und dem Könige aller Könige zu dienen mit Furcht und Zittern. Es seufzet die Mutter, die Kirche, über den Druck ihrer Heiligen, sie vergießet Thränen über das fremde Weib und seinen Götzen-

dienst. Ach! bedenke doch Dein christliches Volk, dessen Hirte Du bist, und über dessen Wohl und Wehe Du einst wirst Rechenschaft geben müssen am Tage des Gerichts. Verschließe Dein Ohr nicht vor den Klagen des Volkes! Dein Herz lasse die Warnungen Deiner Priester nicht verhärtet und kalt an sich vorübergehen! Deine Hand greife zur Wage der Gerechtigkeit und zum Buche des Rechts! Dein Arm fasse den Schild des Glaubens, an welchem auslöschen alle feurigen Pfeile der Bosheit! Siehe! hie stehen wir vor Dir, an den Beinen gestiefelt, auszurichten das Werk Deiner Sinnesänderung. Der Herr lasse es an Deinem Herzen gesegnet sein!"

So sprachen die frommen Diener, ängstlich harrend auf die Erwiederung ihres Herrn. Viel bauten sie auf die Macht ihrer Sprüche und den herzlichen Ernst ihrer Rede. Wie aber mußte ihr Herz erschrecken, als der König, zornigen Blickes,

weder Furcht noch Erweichung zeigte, vielmehr im strafenden Tone sprach: „Weichet von mir! nicht das Evangelium des Friedens ist es, was ihr treibet, sondern ihr drohet mir mit dem Volke und der Kirche. Ich habe euch erkannt, und von nun an sei eine Scheidung zwischen mir und euch!“

Es hatte sich, wie bei allen ähnlichen Bewegungen, um einen Anknüpfungspunct gehandelt, wodurch das angereiht und in's Spiel gebracht werden könnte, was man in's Spiel bringen zu müssen glaubte. Mit alter, wohlgeprüfter Taktik wollte man jedoch nicht das in den Vordergrund stellen, was der Hauptgrund war, nämlich die religiöse Seite. Darum schob man einen andern Gegenstand vor, nämlich die Liebe des Volkes, das Recht des Volkes, die Constitution. So glaubte man viel leichter mit dem Gegner fertig werden zu können; man gab sich den Anschein der Popularität und glaubte, so auf der festesten Basis zu stehen, den Rückzug zu decken, die Reserve zu schonen

und zu halten. Jener Anknüpfungs- und Einführungspunct konnte auch so lange nicht ausbleiben, denn, wo so viel Zunder vorhanden, bedarf es nur eines geringen Funkens, um das Feuerwerk in seiner schönsten Glorie zu zeigen, zumal Hunderte in Bereitschaft waren, um den Mund voll zu nehmen und die Flamme anzublasen. So war denn alles vorbereitet, und man erwartete mit Sehnsucht eine ernste Verwicklung oder, um es richtiger zu sagen, einen Vorfall, der eine ernste Verwicklung zulasse. An eine mögliche Niederlage dachte man nicht, man hielt sich für zu stark und fest, die finsteren Maulwurfsgänge des Ultramontanismus hielt man für zu verdeckt, als daß man Gegenminen zu fürchten hätte. Aber der Mensch denkt's, Gott lenkt's. Die Vorsehung hatte beschlossen: Bis hieher und nicht weiter. Selten giebt es Momente, in denen ein Mensch groß und edel handeln kann, aber zuweilen bringt die Geschichte Perioden hervor, in welcher es zu einem Abschlusse kommt. Wohl dem Menschen, der sie richtig erkennt, der mit Muth

und Entschlossenheit nicht zurückbleibt, sondern furchtlos das zum Lichte fördert, was die Zeit gebären will. Einem Fürsten hat sie viel übertragen, ihm ist eine wichtige Mission anheimgegeben. Wie freudig begrüßt sein Volk seine Thatkraft, wenn durch sie eine leuchtende Morgenröthe für die Interessen der Menschheit hinter den dunkeln Wolken des Abgrundes hervorbricht, wenn die alte Nacht und der dichte Rauch verschwindet, welche die strahlende und wärmende Sonne verdeckt. Genügt da ein Fürst seiner Zeit, dann darf er versichert sein, daß sein Name im Buche der Geschichte mit goldenen Buchstaben gezeichnet ist. Bleibenden Nachruhm kann nur das versichern, was wahre Humanität fördert und nährt, Alles andere sinkt in den Staub dahin und gehört ins Geschichtbuch menschlicher Verirrungen.

Auf die jüngsten Ereignisse in Bayern darf Deutschland stolz sein, denn es ist Viel und Wichtiges geschehen. Der König hat den Augenblick recht erkannt, und mit fester Hand den Abschluß

einer Periode in der Geschichte Bayern's herbeigeführt, einer Periode, welcher der Menschheit nur zur Warnung unvergeßlich sei. Gleichgültig ist es, welches Factum die Veranlassung zu solcher Veränderung war. Ein solches ist immer nur die Spiegelfolie, wodurch das klare Bild zum Lichte tritt, es ist nur der Stoff, in welchem die Idee zur Seele wird. Durch die scheinbar kleinsten Ereignisse wurden oft die merkwürdigsten Epochen vermittelt. Wer wollte da nicht glauben an eine Macht, die im Stillen wirkt, säet und, wie wir fest vertrauen, auch eine Erndte heranreifen lassen wird, mit uns, in uns und durch uns.

Neuntes Kapitel.

Die Demonstrationen des Staatsraths und des Ministeriums in der Indigenatssache.

Der Gegenstand, welcher einer feindseligen Partei den Anknüpfungspunct zu ernsteren Verwicklungen und keckeren Schritten darbot, ist die bekannte Indigenatsgeschichte. Es hatte nämlich der König, um Lola einen Beweis seiner Huld zu geben, beschlossen, ihr das bayerische Indigenat zuzuwenden. Daß er auf einen so heftigen Widerstand von Seite des Staatsraths stoße, durch welchen die Indigenatsverleihung begutachtet werden sollte, wie er wirklich gestoßen ist, hatte der

König in der That nicht geahnt oder vermuthet. In der Ansicht, daß man einer Sache nicht so große Wichtigkeit und Bedeutsamkeit beimesse, die doch mehr ein Herzenswunsch und Beweis seiner Huld war, hatte der König dem Staatsrathe seine Willensmeinung zur Begutachtung vorgelegt, wie es die constitutionellen Normen verlangten. Welch' ein unerhörtes Schauspiel aber wird nun der Welt zum Besten gegeben! Der einfache Gnadenact dünkt den Männern, welchen die oberste Berathung der Staatsangelegenheiten übergeben ist, ein dem Volke in die Hand gereichtes Messer, die Stränge der Staatsmaschine abzuschneiden; er dünkt ihnen eine der gefährlichsten Concessionen, welche die Ruhe des Reichs gefährden; er dünkt ihnen eine Calamität, das heißt, ein unheilschwangerer Act der Willkühr; er dünkt ihnen als etwas, was alle constitutionellen Bande löse, Gesetz, Recht und Ordnung unter die Füße trete. Bei solcher Wichtigkeit der Sache, die man voraussetzte oder sich imaginirte, glaubte der Staatsrath seine Gewissen=

haftigkeit dem Könige oder vielmehr dem Volke gegenüber zeigen zu müssen, und in seiner Sitzung vom 8. Februar begutachtete er die Indigenatsverleihung an Lola verneinend. So war denn ein Wurf gefallen, der Unklares zur Klarheit, Schwankendes zur Festigkeit, geheime Feindschaft zu offener bringen sollte. Es schwanden die falschen Lichter, es fiel die Ueberkleidung, es ward heller Tag. Lassen wir es vorläufig dahingestellt, ob der Staatsrath seine Nichtentsprechung auf einen gültigen Grund basiren konnte, und nehmen wir an, er habe dem Volke gegenüber Gewissenhaftigkeit zeigen wollen — Beides wird aber durch eine juristische Erörterung, die wir beibringen, sogleich näher beleuchtet werden — so kann uns andrerseits auch nicht entgehen, daß man eine Sache, welche offenbar die Wichtigkeit nicht hatte, unter das Vergrößerungsglas setzte.

In seiner Sitzung vom 8. Februar soll blos der Staatsrath Georg von Maurer, lutherischer

Confession, und derselbe, welcher, nach dem Memorandum die Indigenatssache als die größte Calamität hinstellte, sich für dieselbe entschieden haben. Man will dies mit seiner späteren Ernennung zum Justizminister in Verbindung bringen.

Ueber das verneinende Gutachten des Staatsrathes war der König, wie sich leicht denken läßt, äußerst verwundert. Als Staatsmann mußte er jedenfalls erkennen, daß, wie sich sogleich herausstellen wird, dasselbe einer gültigen Basis ermangle, indem durch diese Verleihung kein Landesgesetz und kein Recht verletzt wurde; aber als König fühlte er um so tiefer diese Niederlage seiner Willensmeinung und, was noch mehr ist, er sah in dieser ganzen Begutachtung eine dürftig überkleidete Demonstration, eine Demonstration gegen sein Verhältniß mit Lola. Hier schaute der König gewiß ganz klar.

Es war diese verneinende Begutachtung des Staatsrathes jedoch nicht der einzige Widerstand, den der König erfuhr; bald sollte er auch auf einen

zweiten stoßen. Da die Verleihung des Indige-
nats durch königliches Decret constitutionell sanctio-
nirt ist, so fand es der König für gut, auch gegen
das Gutachten seines Staatsrathes Lola das In-
digenat zu verleihen. Im Geiste der constitutio-
nellen Normen mußte aber das Decret von einem
der Minister contrasignirt sein. Da trat nun wie-
derum eine Weigerung ein, die um so fataler war,
als sie gleichfalls den Schein der Popularität hatte.
Es war eine zweite Demonstration, ebenso demü-
thigend für die königliche Würde als die erstere,
ebenso wenig gültig basirt als sie, indem ja bei dieser
Contrasignatur keine Verantwortlichkeit zu fürchten
war. Der König befand sich in einiger Verlegen-
heit, Wahrung der Popularität und der königlichen
Würde stand sich gegenüber. Der König fühlte
sich allein, und hier beginnt vielleicht die Wirksam-
keit Lola's, obwohl wir damit nicht sagen wollen,
der König sei blos eine passive, eine geleitete Per-
son gewesen, wie die gestürzte Partei die Leute so
gerne glauben machen möchte. Die ganze Welt

kennt die Unbeugsamkeit des Königs, wenn er einmal zum Entschluß gekommen; seinen Scharfsinn hat er bei den jüngsten Ereignissen bewiesen, wo seine Hand stets den Rechten erfaßte und noch erfaßt. Unbeschadet alles dessen aber war doch Lola ein Haltpunct, eine Stütze für ihn, wenn sie gleich in einzelnen Fällen weichherziger, als ihr Ludwig war, und, wie die Fama berichtet, um die Nichtentlassung des Universitätsprofessors von Lasaulx, wiewohl vergebens, beim König, als er bei ihr war, fußfällig gebeten haben soll.

Des Königs Entschluß war von da an zur Reife gekommen. Schon verbreitete sich im Publikum das Gerücht, das Ministerium werde entlassen. Man sagt, was ich jedoch nicht vertreten will, der König habe nach jener Verweigerung der Contrasignatur an den Minister des Innern von Abel, an den Finanzminister Graf von Seinsheim, an den Justizminister von Schrenk und an den Kriegsminister von Gumppenberg ein Handbillet ergehen lassen, worin er ihnen nochmals die Sache zu be-

denken gab. Der Minister des Aeußeren, Graf von Berg hatte vom Könige Urlaub bekommen, und es ist nicht bekannt, wie er in dieser Sache der Contrasignatur gestimmt war.

Betrachten wir diesen Schritt als einen Versuch der Ausgleichung, so ließ sich leicht voraussehen, daß dieser zu keinem genügenden Resultate führen würde. Die Störung war einmal an einem Stadium angelangt, wo Alles in der Klemme war, und Niemand mehr rückwärts schreiten konnte. Die Minister hatten einmal eine factische Demonstration gegeben und den Nimbus der Popularität um ihre Häupter geschwungen; ein Krebsgang wäre lächerlich gewesen; das Dilemma hätte zu der alten Verwicklung nur noch eine neue hinzugefügt. Zudem war der Riß ja tiefer, der faule Fleck lag noch wo anders, als in der politischen Sphäre.

Zehntes Kapitel.

Eine Beleuchtung dieser Demonstrationen auf den Grund der Verfassungsurkunde.

Es frägt sich nun, in welchem Verhältniß das Benehmen des Staatsraths und des Ministeriums, das heißt, die Begutachtung des Indigenats und die Verweigerung der Contrasignatur, zu den constitutionellen Normen in Bayern stand. In der Voraussetzung, daß die Leser die hier einschlägigen Verordnungen in der Verfassungsurkunde nicht kennen, möchten folgende Notizen nicht unerwünscht sein, indem durch sie mehr Licht und Einsicht in die Sache gebracht wird. Es diene demnach Folgendes zur Unterweisung:

Der volle Genuß aller bürgerlichen, öffentlichen und Privatrechte in Bayern ist durch das Indigenat bedingt, welches entweder durch Geburt, oder durch Naturalisation erworben wird. *)

Durch Naturalisation erhält das Eingeborenrecht neben andern Fällen auch derjenige, dem es „durch ein besonderes, nach erfolgter Vernehmung des Staatsrathes ausgefertigtes königliches Decret“ beigelegt wird **). Der Staatsrath aber hat hierbei keine entscheidende Stimme ***) und der König kann gegen das von der Majorität abgegebene, ja selbst einstimmige Gutachten dieser Behörde das Indigenat ertheilen.

Dieser schon früher vorgekommene Fall †)

---

*) Verfassungsurkunde von Bayern. Tit. IV. §. 1.

**) Beilage I. zur Verfassungsurkunde §. 3. lit. c.

***) Instruction für den königlichen Staatsrath vom 18. Nov. 1825. Reg. Bl. von 1825. S. 872.

†) Spies, Beleuchtung der Verfassungsurkunde für das Königreich Bayern. S. 105.

trat nun neuerdings bei Anlaß des Indigenatsgesuches der Sennora Lola Montez ein. Der Staatsrath sprach sich, wie man sagt, mit Ausnahme einer einzigen Stimme, für die Nichtentsprechung aus; der König dagegen fand für gut, gegen das Gutachten seines Staatsraths der gedachten Sennora das Indigenat zu verleihen. Als er jedoch das betreffende Decret dem Ministerium zur Contrasignatur vorlegte, verweigerte Letzteres dieselbe.

Es fragt sich nun, ob diese Verweigerung einen gültigen Grund habe, und hierüber ist Folgendes zu erörtern:

In dem Wesen einer constitutionellen Monarchie liegt es, daß die Minister nicht blos der Person des Königs, sondern auch den Stellvertretern des Volks, den Kammern, verantwortlich sind. Diese auch in der bayerischen Verfassung ausdrücklich anerkannte Verantwortlichkeit der höchsten Staatsbeamten bezieht sich auf die Gesetzmäßigkeit oder Uebereinstimmung der Regierungshandlungen mit der Verfassung und den Gesetzen des Staates. Damit

aber für alle Regierungsacte die grundgesetzliche, ministerielle Verantwortlichkeit bestehe, bedürfen alle vom Monarchen ausgehenden Verfügungen zu ihrer Gültigkeit der Gegenzeichnung eines der höchsten Staatsbeamten *). Hieraus ergiebt sich von selbst das Recht des Letzteren, einer allerhöchsten Verfügung, die eine Verletzung der Verfassung oder der Gesetze des Staates enthielte, die Contrasignatur zu verweigern.

Betrachten wir nun die königliche Verleihung des Indigenats an Sennora Lola Montez, so liegt in dieser allerhöchsten Verfügung weder hinsichtlich der Form, noch hinsichtlich des Inhalts eine solche Verletzung. In ersterer Beziehung nicht, weil der Staatsrath hierüber vernommen wurde, und in letzterer Beziehung nicht, weil dadurch kein Recht verletzt wurde. Keiner der Minister hatte daher zu befürchten, für die Contrasignirung des königli-

---

*) S. die oben citirten Staatsrathsinstructionen.

chen Decrets von den Ständen verantwortlich gemacht zu werden; somit entbehrt ihre Verweigerung jedes gültigen Grundes und stellt sich als rein willkührlich dar.

Aus dieser kurzen Erörterung kann ersehen werden, daß die Begutachtung des Staatsraths und die Verweigerung der Contrasignatur nicht so unbedingt den Anspruch auf Popularität machen konnten, den sie wirklich machten. Es war, wie gesagt, eine Demonstration, deren Wurzel wo anders lag; Popularität hatte nur den Schein für sich, und war, wie sich später noch klarer herausstellen wird, nur eine Appellation an das Volk. Bei solcher Sachlage war natürlich eine friedliche Ausgleichung ganz und gar nicht möglich. Auch war der Weg der Friedfertigkeit keineswegs der der feindseligen Partei. Man hatte einmal angefangen, energischer zu verfahren, und wollte erst abwarten, wie die gewählten Mittel anschlügen. Eine Krankheit, dachte man, weicht nicht auf die erste Medicin, und wer einen Schritt gethan hat, muß auch den zweiten

thun. So konnten die Minister keinen andern Weg einschlagen, als sich an den König zu wenden und, im Falle der Nichtsinnesänderung, ihn um ihre Entlassung zu bitten, somit von der Bühne abzutreten. Es war dies der richtigste Weg, den sie gehen konnten. Wäre ihr Entlassungsgesuch, was sich freilich nicht erwarten ließ, da der König bereits klar und entschlossen war, nicht angenommen worden, so hätte die Gegenpartei ein gewisses Feld gewonnen, von welchem aus sie hätte weiter agiren und neue Vortheile erringen können. Das Entlassungsgesuch aber mußte erfolgen, weil man wohl einsah, daß man ohne die Sinnesänderung des Königs sich nicht mehr halten konnte. Entscheidung, Gewißheit war absolut nothwendig.

So entstand nun das höchst merkwürdige Memorandum, ein ministerielles Actenstück, das in neuerer Zeit wohl nicht seines Gleichen hat. Es wird darin die ministerielle Lage, herbeigeführt durch die Indigenatsfrage, geschildert, und das Entlassungsgesuch auf eine Art motivirt, welche die ern=

ſteſten Betrachtungen veranlaßt. Es wird auf eine imaginirte Stimmung des Landes hingewieſen, das Familienleben herbeigezogen, das Nationalgefühl in die Waagſchale gelegt, der Gegenſtand der Neigung des Königs herabgewürdigt, das Biſchofthum in die Schranken gerufen, die Kirche als Inſtitution vorgeführt, die Polizei als kraftlos hingeſtellt, die feindſelige Journaliſtik gebilligt, die allgemeine Verbreitung der Unzufriedenheit mit Eifer erwähnt, das Königthum als bedroht und geächtet erklärt, das Selbſtlob nicht geſpart, die bewaffnete Macht zum Bedenken gegeben, die Zukunft umdüſtert, der Landtag hereingezogen und das Alles mit einer Loyalität, einem Schmerzgefühle, einer Ergebenheit, einer Pflichttreue, daß man nicht weiß, worüber man mehr erſtaunen ſoll, ob über die Materie oder über die Form. Wir werden in dieſes Actenſtück ſpäter noch ganz beſonders die Sonde der Kritik ſenken, und wollen ſehen, ob die Anſicht der Dinge, wie wir ſie genommen haben, dadurch nicht auf das Beſtimmteſte, Klarſte und Schneidenſte bewieſen

wird. Deshalb glauben wir, dieses Memorandum in keinem Fall unsern Lesern vorenthalten zu dürfen, und es wird dies nach getreuem Texte im nächsten Kapitel geschehen.

Eilftes Kapitel.

Das Memorandum.

Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster König!
Allergnädigster König und Herr!

Es giebt Augenblicke im öffentlichen Leben, in welchen den Männern, die das unschätzbare Vertrauen ihres Monarchen zur obersten Leitung der Staatsverwaltung in ihren verschiedenen Zweigen berufen hat, nur noch die betrübende Wahl offen steht, entweder der Erfüllung der heiligsten, durch den geleisteten Eid, durch Treue, Anhänglichkeit und heiße Dankbarkeit besiegelten Pflichten zu entsagen, oder, in gewissenhafter Erfüllung dieser

Pflichten, die schmerzliche Gefahr des Mißfallens ihres geliebten Monarchen nicht zu beachten.

In dieser Lage sehen die treugehorsamst Unterzeichneten durch den Allerhöchsten Beschluß, der Sennora Lola Montez das bayerische Indigenat durch kgl. Decret zu verleihen, sich versetzt, und sie Alle sind eines Verrathes an den Euerer Königlichen Majestät gelobten heiligsten Pflichten unfähig, — ihr Entschluß konnte daher nicht schwanken.

Diese Indigenatsverleihung ward in der Staatsrathssitzung vom 8. d. M. von dem kgl. Staatsrathe v. Maurer . . .

als die größte Calamität, die über Bayern kommen kann, laut und oftmals bezeichnet.

Diese Ueberzeugung ward von dem ganzen Staatsrathe getheilt, sie ist der Ausdruck der Gesinnung aller treuen Unterthanen Euerer Königlichen Majestät, und es hat nicht erst einer Staatsrathssitzung bedurft, um eben diese Ueberzeugung in den treugehorsamst Unterzeichneten nur zu unerschüttert zu begründen.

Seit dem Monat October v. J. sind die Augen des ganzen Landes auf München gerichtet und es haben sich in allen Theilen Bayern's über das, was hier vorgeht und was beinahe den ausschließlichen Gegenstand des Gespräches im Innern der Familien wie an allen öffentlichen Orten bildet, Urtheile festgestellt, und es ist aus diesen Urtheilen eine Stimmung erwachsen, die zu den bedenklichsten gehört.

Die Ehrfurcht vor dem Monarchen wird mehr und mehr in den Gemüthern ausgetilgt, weil nur noch Aeußerungen des bittersten Tadels und der lautesten Mißbilligung vernommen werden; dabei ist das Nationalgefühl auf das Tiefste verletzt, weil Bayern sich von einer Fremden, deren Ruf in der öffentlichen Meinung gebrandmarkt ist, sich regiert glaubt, und so mancher Thatsache gegenüber nichts diesen Glauben zu entwurzeln vermag.

Männer, wie der Bischof von Augsburg, dessen Treue und Anhänglichkeit an Euere Königliche Majestät über jeden Zweifel erhaben sind, vergießen

über das, was vorgeht, und über die täglich sich mehr entwickelnden Folgen bittere Thränen, und die treugehorsamst unterzeichneten Minister des Innern und der Finanzen sind selbst Augen- und Ohrenzeugen der heißen Thränen und bittern Klagen des genannten Bischofes gewesen.

Der Fürstbischof von Breslau hatte kaum von einem hier verbreiteten Gerüchte, er habe ein das fragliche Verhältniß entschuldigendes Gutachten abgegeben, Kenntniß erlangt, als er augenblicklich einen Brief hieher erließ, mit der Aufforderung, diese Sache, wo immer davon gesprochen würde, auf das Bestimmteste als unwahr zu erklären und seine entschiedene Mißbilligung der Vorgänge auszusprechen. Sein Schreiben ist hier kein Geheimniß mehr und wird bald im ganzen Lande bekannt sein, und welches ist die Wirkung? — Die ausländischen Blätter bringen täglich die schmerzlichsten Anecdoten und die herabwürdigsten Angriffe gegen Euere Königliche Majestät.

Das anliegende Stück No. 5 der Ulmer

Chronik enthält eine Probe davon. Alle polizeiliche Aufsicht vermag die Einbringung dieser Blätter nicht zu verhindern. Sie werden verbreitet und mit Gierde verschlungen. Der Eindruck, der in den Gemüthern lebt, kann nicht zweifelhaft sein, er erneut sich täglich und wird bald nie und durch nichts mehr erlöscht werden können. Eine gleiche Stimmung besteht von Berchtesgaden und Passau bis Aschaffenburg und Zweibrücken, ja sie ist über ganz Europa verbreitet, sie ist ganz dieselbe in der Hütte des Armen, wie im Palaste des Reichen.

Es ist nicht blos der Ruhm und das Glück der Regierung Euerer Königlichen Majestät, es ist die Sache des Königthums, die auf dem Spiele steht. Daher das Frohlocken Derer, die auf den Umsturz der Throne hinarbeiten, und die es sich zur Lebensaufgabe gemacht haben, das Königthum in der öffentlichen Meinung zu verderben.

Daher aber auch der tiefe Schmerz und die Verzweiflung aller derer, die Euerer Königlichen Majestät mit treuer Liebe anhangen, und die über

den Gefahren, denen das Königthum vielleicht zu keiner Zeit in größerem Maßstabe ausgesetzt gewesen ist, die Augen nicht verschließen. Dabei liegt es außer dem Bereiche menschlicher Kräfte, auf die Länge zu verhüten und zu verhindern, daß die Rückwirkungen dessen, was vorgeht, nicht mehr und mehr auch auf die bewaffnete Macht übergeht, und wo soll eine Hülfe gefunden werden, wenn auch dieses ungeheuere Uebel einträte? wenn auch dieses Bollwerk schwankte? —

Was die treugehorsamst Unterzeichneten hier mit gebrochenem Herzen in tiefster Ehrfurcht vorzutragen wagen, beruht nicht auf Gespensterseherei, es ist das traurige Ergebniß der Beobachtungen, welches sich Jeder in seinem Wirkungskreise täglich seit Monaten hat machen müssen. Was unter solchen Verhältnissen vom nächsten Landtage zu erwarten sei, liegt offen am Tage. Unberechenbar sind die letzten Folgen seiner Verhandlungen, wenn sie mit solchem Eindrucke gepflogen werden. Jeder der treugehorsamst Unterzeichneten ist bereit, in

jedem Augenblicke Gut und Blut für Euere Königliche Majestät freudig zu opfern. Aber deshalb ist es ihnen eine doppelt heilige Pflicht, Euerer Königlichen Majestät die Gefahren offen darzulegen, welche mit jedem Tage wachsen, und Allerhöchstdieselben zu beschwören, ihre flehentliche Bitte um die Gewährung der einzigen hier möglichen Hülfe zu erhören und dem unseligen Gedanken zu entsagen, als sei es Leidenschaft oder Widerstand, die nur gegen solche Verhältnisse gerichtet ist, durch welche jeder treue Bayer untergraben sieht, was ihm vor Allem am Herzen liegt: der Ruhm, die Macht und das Glück, die ganze Zukunft seines geliebten Königs. Die treugehorsamst Unterzeichneten haben die Folgen des Schrittes, zu welchem die treueste und innigste Anhänglichkeit an Euere Königliche Majestät, die Erkenntniß der unberechenbaren Wichtigkeit des Augenblickes allein sie vermocht hat, nach allen Richtungen gar wohl erwogen; sie wissen und sind davon durchdrungen, daß, wenn Euere Königliche Majestät ihr heißes Flehen

nicht zu erhören geruhen, ihre Wirksamkeit auf der Stelle, zu welcher sie die Gnade und das Vertrauen ihres geliebten Monarchen berufen hat, beendet, und dann nur noch eine Pflicht auf dieser Stelle zu erfüllen ihnen übrig ist, die Pflicht, Euere Königliche Majestät um die Enthebung von der Führung der ihnen anvertrauten Ministerien, wenn auch mit tiefstem Schmerzgefühle ehrfurchtsvollst zu bitten.

In allertiefster Ehrfurcht und mit unverbrüchlicher Treue und Anhänglichkeit 2c.

v. Abel, v. Gumppenberg, Graf Seinsheim,
v. Schrenk.

Zwölftes Kapitel.

Kritik des Memorandums.

Das Memorandum, welches wir so eben mitgetheilt haben, soll aus der Feder des Ministers von Abel geflossen sein, worauf wir jedoch keinen besondern Werth legen wollen, insoferne dieses Actenstück, wenn es nicht gemeinsam berathen und entworfen wurde, durch Unterschrift das Eigenthum jedes einzelnen der vier Minister wird. Ferner müssen wir erwähnen, daß dasselbe ungemein schnell und in vielen Abschriften unter dem Publicum sich verbreitete, daß man demnach, wie doch sonst zu geschehen pflegt, kein besonderes Geheimniß daraus machte. Man appellirte offenbar an die Sympathie

des Volkes und wollte auf indirecte Weise in ihm Stütze und Hülfe haben.

Betrachtet man dieses Actenstück leicht und oberflächlich, so möchte man sich allerdings von dem Scheine der Gutmüthigkeit, Pflichttreue und Loyalität berücken lassen. Allein es kommt mir dasselbe wie die Zunge eines Löwen vor, welche im Lecken blutig verwundet. Es hat Aehnlichkeit mit einem spielenden Tigerthier, dessen Krallen sich in's Fleisch einschlagen. Da, wo die schwächste Seite ist, werden die schärfsten und schneidendsten Worte gewählt, was mit den sonstigen Aeußerungen der Ehrfurcht ganz sonderbar contrastirt. Gleich vorn herein wird die Verleihung des Indigenats an Lola Montez ein Verrath genannt. Von der Gewandtheit einer ministeriellen Feder ließe sich denn doch erwarten, daß sie den nämlichen Gedanken auf mildere und nicht minder entschiedene Weise hätte ausdrücken können, wenn man so gewollt hätte. Aber man wollte das nicht, es lag in der Absicht, Indigenat und Verrath auf Eine Linie zu stellen. Sapienti sat!

Daß gerade des königlichen Staatsraths von Maurer Aeußerung, diese Indigenatsverleihung sei die größte Calamität, die über Bayern kommen könne, hervorgehoben wird, scheint mehr als zufällig zu sein. Man erinnere sich, daß Herr von Maurer Protestant und, wenn die Sage begründet, derjenige gewesen sei, welcher allein für dieselbe gestimmt habe. Um Jemanden wehe zu thun, muß man ihm jede Stütze rauben.

Im Verlaufe heißt es, daß im ganzen Lande, im Innern der Familien, an allen öffentlichen Plätzen sich eine Stimmung offenbare, die zu den bedenklichsten gehöre. Hier wird sichtlich übertrieben. Die Feder ergeht sich in Floskeln, der Geschichtschreiber wird Novellist. Wie kann er wissen, was in ganz Bayern, im Innern der Familien, an allen öffentlichen Plätzen gesprochen wird? Da müßte Jeder Jeden verrathen haben. Im Gegentheil ist bekannt, daß man lieber den Gegenstand im Gespräche vermied. Allein der Verfasser will einmal die bedenklichste Stimmung. Und

was heißt denn bedenklichst? Eine Stimmung, die revolutionärer Natur ist? Eine solche hat in der That nur ein Gespensterseher entdecken können. Denn, haben die Vorfälle in München auch Unmuth erregt, so war doch derselbe keineswegs ein so bedenklicher. Man sucht Niemanden hinter dem Ofen, wenn man nicht selbst dahinter gesteckt, sagt ein Sprichwort.

Ferner ward gesagt, daß die Ehrfurcht vor dem Monarchen mehr und mehr in den Gemüthern ausgetilgt werde, daß der bitterste Tadel, die lauteste Mißbilligung, die tiefste Verletzung des Nationalgefühls obwalte, daß jene Fremde in der öffentlichen Meinung gebrandmarkt sei. So dem Könige gegenüber, vor dem man Ehrfurcht zu hegen vorgibt, von dem Gegenstande seiner Verehrung zu sprechen, ist — frech und unverschämt. Hier ist alle Decenz verschwunden, alle Rücksicht vor der Majestät. Die grellsten Tinten sind gewählt.

Von der härtesten Schmähung wird zu der weinerlichsten Rührung übergegangen und erzählt,

daß der Bischof von Augsburg (Herr Dr. Richarz) und der Fürstbischof von Breslau (Herr von Diepenbrok), jener in heiße Thränen, dieser in entschiedene Mißbilligung sich ergossen hätte, daß das Schreiben des Letzteren bald dem ganzen Lande kein Geheimniß mehr sein werde. Das mag sein, aber eine gewisse kirchliche Partei hat eine Rolle gespielt und spielt sie noch, welche keineswegs Vertrauen erwecken konnte. Wir kennen jene geistlichen Persönlichkeiten nicht und wollen uns deshalb eines Urtheils enthalten, doch will uns jene allgemeine Verbreitung des fürstbischöflichen Schreibens nicht recht gefallen.

Noch weniger aber will uns munden, daß die Minister ihrem Memorandum eine Nummer der Ulmer Chronik beilegten, von der sie sagen, daß sie die herabwürdigsten Angriffe gegen die Königliche Majestät enthielte. Das ist viel, sehr viel! Man sagt es nicht allein, sondern legt das Blatt auch bei. Manchmal werden Artikel dieser Art von Händen geschrieben, die man in der Nähe suchen muß.

Weiter vernimmt man, daß die polizeiliche Aufsicht nicht mehr genüge. Risum teneatis amici! Censur, Preßbeschränkung, Beschlagnahme, waren unter dem Ministerium Herrn von Abel's in der größten Blüthe, und nun will sie abfallen?

Ferner heißt es: die Sache des Königthum's steht auf dem Spiele. Dieses wird mit dem Frohlocken derer in Verbindung gesetzt, die auf den Umsturz der Throne hinarbeiten. Es wird von einer Verzweiflung gesprochen, die sich der treuesten Anhänger des Königthums bemächtige. Es sind dies die alten Theatercoups, die sich durch das ganze Memorandum hindurchziehen, es sind die bekannten Uebertreibungen. Nur ein Passus, der von einer Rückwirkung dessen, was vorgeht, auf die bewaffnete Macht spricht, fällt wieder etwas grell herein, eine leise Drohung läßt sich kaum darin verkennen; es wird sogar gefragt, wo Hülfe gefunden werden solle, wenn auch dieses ungeheure Uebel einträte, wenn auch dieses Bollwerk

schwankte. Der erste März hat dieses Bedenken nicht bestätigt.

Man sieht, daß die Minister den Vorwurf der Gespensterseherei recht wohl treffe, den sie gegen das Ende des Memorandums von sich abzuweisen suchen, und was den nächsten Landtag betrifft, so sieht jeder Bayer, dem Fortschritt zu Licht und gesetzlicher Freiheit am Herzen liegt, denselben mit fröhlicheren Hoffnungen entgegen, als er seit den letzten Jahren zu thun vermochte.

So ist denn, wie Jedem leicht ersichtlich ist, der nur einigermaßen hinter die Larve zu blicken vermag, das Memorandum ein Ausfluß der bittersten Galle, die sich in der letzten Zeit angehäuft. Mit Unredlichkeit wird ein revolutionärer Zustand Bayern's imaginirt und die Unzufriedenheit des Volkes bis zur Frazze verkehrt. Offenbar vergrößerte man auf rednerische Weise die Störungen, um dieselben entweder wirklich auf diese Höhe zu treiben, da man das Memorandum so schnell und weit als möglich im Volke verbreitete, oder um

den König durch einen Popanz zu schrecken. Dies Alles ist unwürdig für Männer, die mit Wahrheitsliebe, Gewissenhaftigkeit und Biederkeit Hand in Hand gehen wollen. Das Memorandum ist in der That nichts Anderes, als eine herausfordernde Demonstration, welche das Schwert in die Waagschale legt und mit drohender Geberde den König zur Unterwürfigkeit zwingen will. In ihr ist ein Trotz, ein diabolischer Geist, der sagen will: „Hüte Dich, das anzutasten, was Du antasten willst Es wäre aus mit Dir, denn Dein Feind hat Waffen in der Hand, gegen welche es keine Hülfe giebt.“ Das Alles wird nun mit heuchlerischen Worten überkleidet, mit den Versicherungen der Ehrfurcht, der Ergebenheit und liebevollsten Theilnahme. Aber diese Worte sind Trug und Schein und werden durch die Maßlosigkeit des innern Grimmes, der aus seiner Verhüllung hervortritt, Lügen gestraft.

Oben schon haben wir das Verhältniß des Königs zu Lola auseinandergesetzt, inwieweit und

inwiefern das Publicum damit unzufrieden war. Tiefer eingreifende Störungen waren nicht vorhanden, sie kamen erst, als die ultramontane Partei sich nicht mehr in ihrer scheinbaren Geduld erhalten konnte und sofort ihrem Grimme freien Lauf ließ. Es hat sich das Volk nie von Lola regiert geglaubt, wie das Memorandum in gehässiger Weise und boshafter Absicht sagt. Es sind für eine solche Behauptung keine genügenden Anknüpfungspuncte vorhanden; wohl aber mögen wir der Vorsehung danken, daß durch Lola eine Aenderung der Dinge eingeleitet worden ist. Die feindselige Partei hat sich selbst gestürzt, indem sie in Sieggewohnheit das Feld nicht räumen wollte und in der Sucht, neue Vortheile zu erringen, ganz aus seiner Stellung verdrängt wurde. Das ist das Wahre an der Sache.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Dreizehntes Kapitel.

Die Seele des Memorandums.

Da es nicht in unserer Absicht liegen kann, den Unschuldigen oder weniger Schuldigen mit dem auf gleiche Linie zu stellen, welcher der Hauptnerv, die Haupttriebfeder bei allen diesen Machinationen war, insbesondere bei diesem Memorandum, so möchte hier noch eine besondere Erklärung am Orte sein.

Es fragt sich nämlich, ob den vier unterschriebenen Ministern ohne Unterschied die Vorwürfe gemacht werden müssen, zu denen man sich bei näherer Beschauung des Memorandums gedrungen fühlt. Wir haben schon erwähnt, daß dieses Actenstück aus der Feder des Ministers von Abel geflossen sein soll, hierin aber an und für sich kein Grund der Entschuldigung der drei übrigen Minister

liegen könne, indem das Memorandum, sei es auch nicht gemeinsam berathen und entworfen worden, durch Unterschrift doch das Eigenthum jedes Einzelnen wird. Müßte nun allerdings die strenge, nicht auf die Seite sehende Kritik über Alle den Stab des Vorwurfes in gleicher Weise brechen, so verlangt doch die Billigkeit, daß man Lichtseiten nicht verdecke, wenn solche vorhanden wären.

Freilich fragt man mit Recht: wenn unter diesen Ministern sich einer oder der andere befand, welcher keinen Theil an der finsteren Partei hatte, warum hat er seinen Namen zu einem Werk der Finsterniß hergegeben? Warum hat er eine Demonstration solcher Form und solchen Inhalts nicht von sich gewiesen? Kann man ihn damit entschuldigen, daß er durch den Schleier nicht hindurchgeblickt und im Schlimmen das scheinbar Gute in den Augen gehabt und gelesen habe? Von Ministern, von Staatsmännern, die im Verständniß der Worte geübt sind, läßt sich das nicht erwarten, und eine Entschuldigung ist daher schwer. Selbst der Grund,

daß Alles in einen Grad von Leidenschaft, in wirkliche Geisterseherei versetzt, und die Schritte mit allzugroßer Rapidität gethan worden sei, will nicht recht zureichen.

So bleibt denn Nichts übrig, als dieses Phänomen unerklärt zu lassen, und wenn auch lose und abgerissen, der Thatsachen zu erwähnen, daß Graf von Seinsheim, Freiherr von Schrenk und Freiherr von Gumppenberg in der Meinung des Volkes anders stehen, als dies bei Herrn von Abel der Fall ist. Daß jene drei Minister mit der ultramontanen Partei von jeher Eine Sache gemacht hätten, kann nicht gesagt werden, wie denn ihr Verwaltungszweig sie bei den Fragen, welche hier zur Sprache kommen, nicht im Vordergrunde stellte.

Fest stehet aber die Meinung des Volkes in der Person des Ministers von Abel. Das ganze In- und Ausland ist über ihn im Klaren. Hier ist kein Zweifel, kein Bedenken zu hegen, es waltet keine Irrung ob, was er sei. Von der Vergangenheit bis zur Gegenwart liegt sein Wirken offen,

und es bedarf keiner besondern Wissenschaft, keiner besondern Bekanntschaft mit Bayern's innerer Politik, um zu erkennen, mit welcher Partei er es unter dem Nimbus der Anhänglichkeit an das Königthum gehalten habe. Wir werden später auf dieses Alles noch tiefer und weiter eingehen. Hier genüge nur Das Urtheil: die Seele jenes Memorandums ist Herr von Abel als Organ der ultramontanen Partei; in ihm spiegelt sich ihr Grimm und ihre List. So ist denn das Memorandum nur der Schwefelgeruch, den der Dämon, wenn er weichen muß durch die Kraft des Geistes, noch zurückläßt. Es ist ein Theil jener erstickenden Atmosphäre, welche uns lange genug schon den freien Athem benahm. Oeffnet rasch das Feuster, daß die frische Luft hereindringe und unsere Brust, in Morgenhauch gebadet, frei werde von jenem drückenden Asthma. Requiescat in pace.

Vierzehntes Kapitel.

Entlassung der Minister und Bildung eines neuen Ministeriums.

Bald nach diesen ministeriellen Krisen und Vorfällen im Staatsrathe las man im amtlichen Blatte, Regierungsblatt, folgende königliche Verfügungen:

1) Se. Majestät der König haben unterm 16. Februar l. J. geruht, dem bisherigen Minister des Innern, Staatsrath Carl von Abel, die von ihm nachgesuchte Enthebung von der Leitung Allerhöchst Ihres Ministeriums des Innern, unter dem Ausdrucke Allerhöchst Ihrer vollen Anerkennung der von ihm während seiner langjährigen treuen und

anhänglichen Dienstesleistung erworbenen Verdienste, allergnädigst zu ertheilen, ihn zugleich als Staatsrath im ordentlichen Dienste in zeitliche Quiescenz zu versetzen und denselben zu Allerhöchst Ihrem Staatsrathe in außerordentlichem Dienste zu ernennen. Reg. Bl. Nr. 5. S. 99.

2) Se. Majestät der König haben unterm 18. Februar den bisherigen Präsidenten der Regierung von Niederbayer, J. B. von Zenetti, mit 1. März zu Allerhöchst Ihrem Staatsrath im ordentlichen Dienst, in provisorischer Eigenschaft, zu fördern und denselben zugleich mit besagtem Tage, nach §. 3. der IX. Verfassungsbeilage, zum Verweser Allerhöchst Ihres Ministeriums des Innern zu ernennen. Reg. Bl. No. 6. S. 115.

3) Se. Majestät der König haben unterm 24. Februar das Gesuch des Finanzministers Grafen Karl von Seinsheim, allergnädigst genehmigend geruht, denselben von der Stelle eines Finanzministers zu entheben und ihn ferner in seiner Dienstes-

Eigenschaft als Staatsrath im ordentlichen Dienste zu belassen. Reg. Bl. No. 9. S. 177.

4) Se. Majestät der König haben unterm 24. Februar, das Gesuch des Justizministers Freiherrn Karl von Schrenk, allergnädigst genehmigend, geruht, denselben von der Stelle eines Justizministers und Ministers des Innern für die kirchlichen Angelegenheiten, so wie von der provisorisch bekleideten Stelle eines Staatsraths zu entheben. Reg. Bl. No. 9. S. 177.

5) Unterm 24. Februar wurde der bisherige Präsident der Regierung der Oberpfalz und Regensburg, Friedrich Freiherr von zu-Rhein, mit dem 1. März zum Staatsrath im ordentlichen Dienste in provisorischer Eigenschaft befördert und zugleich mit dem besagten Tage nach §. 3. der IX. Verfassungsbeilage zum Verweser des Finanzministeriums ernannt, demselben auch, auf so lange der König nicht anders verfügt, die Führung des Ministeriums des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten übertragen. Reg. Bl. No. 9. S. 178.

6) Unterm 24. Februar wurde dem Staatsrath im ordentlichen Dienste, Georg von Maurer, vom 1. März angefangen, die Verwesung des Justizministeriums nach § 3 der IX. Verfassungsbeilage übertragen. Reg. Bl. No. 9. S. 178.

7) Unterm 24. Februar wurde das Gesuch des Kriegsministers Anton Freiherr von Gumppenberg genehmigt, denselben von der Stelle eines Kriegsministers zu entheben. Reg. Bl. No. 10. S. 221.

8) Unterm 24. Februar wurde der General-Major und Brigadier, Bernhard, Freiherr von Hohenlohe, zum Verweser des Kriegsministeriums ernannt. Reg. Bl. No. 10. S. 221.

9) Unterm 24. Februar wurde der Staatsrath im ordentlichen Dienst und Präsident der Regierung von Oberbayern, von Hörmann, in beiden Eigenschaften in Ruhestand versetzt. Reg. Bl. No. 10. S. 221. Derselbe wurde unterm 1. März wieder in die Klasse der Staatsräthe im außeror-

dentlichen Dienst eingereiht. Reg. Bl. No. 10. S. 222.

So war denn endlich Entscheidung eingetreten. Mit rücksichtsloser Hand zerschnitt der König das Gewebe, in welches man ihn hatte hüllen wollen. Nicht angebissen hatte er an den Köder, unter dem die Angel verborgen war. Der Coup der ultramontanen Partei hatte das erwünschte Resultat nicht. Der König hatte sich keinen Schrecken einjagen lassen, und das Altweibergeschwätz mit loser, giftiger Zunge verhallte spurlos in der Luft. Das Verhältniß mit Lola blieb das alte, ja es blieb noch fester und enger, je gewaltiger man sich anstrengte, an demselben zu zerren, es zu zerreißen. Man sagt, der König, durch die vielen Aergernisse und widerlichen Feindseligkeiten von Unpäßlichkeiten heimgesucht, habe einen großen Theil des Morgens allein gearbeitet und fast Niemanden vor sich gelassen, als Lola, welcher er sogar den Schlüssel zum geheimen Gang, in sein Kabinet führend, anvertraute. Den kranken König besuchte

sie alle Tage und verweilte bei ihm oft stunden-lang. Von dort aus ergingen die königlichen Verordnungen über die Entlassung der alten Minister und von der Ernennung der neuen. Von dort an scheint dem König ein klares Licht aufgegangen zu sein über die ganze Lage des Reiches. Er erkannte nun die Fangnetze und hinterlistigen Machinationen der ultramontanen Partei, und es reifte in ihm der feste Entschluß, mit energischer Hand dieses Bühnenwerk zu zertrümmern, und koste es was es wolle, ihrem finsteren Wirken ein Ende zu machen.

Es ist starker Verdacht vorhanden, daß das Abel'sche Ministerium schon früher im Credite des Königs gesunken war, wodurch die hin und wieder auftauchenden Gerüchte von ministeriellen Veränderungen Licht erhielten. So viel ist gewiß: dem Könige fing vor Abel zu grauen an, indem eine innere Stimme ihm sagte, er habe durch seine Politik ihm die Sympathie des Volkes entrissen und durch eine diabolische So-

phistik die Constitution untergraben. Fühlte er sich auf diese Weise gebunden, so mußte eine von den Ultramontanen selbst herbeigeführte Krisis ihm willkommen sein, denn, indem er hier Entschiedenheit zeigte, konnte er den Kreis verlassen, in den er gebannt war.

Daß das Auge des Königs weiter sah, als auf seine ministerielle Umgebung, bezeugt die Quiescirung des Staatsraths und Regierungspräsidenten von Oberbayern (München) von Hörmann. Bei der Indigenatsgeschichte betheiligt, stand er zudem auf der ultramontanen Seite. Zum ersten Male taucht diese Persönlichkeit vor uns auf, die bei den politischen Untersuchungen, welche 1833 über Studirende ergangen war, mit wahrer Lust sich lieber für das „Schuldig", als für das „Unschuldig" aussprach. Mehr Thränen sind über ihn geweint, mehr Seufzer ausgehaucht worden, in Familienwohnungen und in Kirchen, als der Bischof von Augsburg über den König geweint hat. O! das Schicksal ist gerecht, und seine Werk-

zeuge werden oft geschmiedet da, wo man es nicht erwartet.

Ob das neue Ministerium seine Aufgabe kenne und den Anforderungen einer neuen Aera in Bayern gewachsen sein werde, das wird die Zukunft lehren. Sehen wir in der Sache klar, so reicht ein Juste-milieu nicht hin. Wollte es dieses System ergreifen, so wäre es nur ein interimistisches. Mit gespannter Erwartung sieht Alles der ferneren Entwickelung der Ereignisse entgegen, denn das, was von nun an geschieht, ist nicht allein das Eigenthum Bayern's, sondern von ganz Deutschland.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Adresse an Abel, eine neue Demonstration.

Nachdem die Verhältnisse diesen Grad der Reifheit erlangt hatten, hätte man glauben sollen, die Lust zu weiteren Agitationen sei abgestumpft. Der Ultramontanismus aber steckt sein Schwert nicht so schnell in die Scheide, und wenn er im Großen nicht mehr handeln kann, so legt er sich auf das Detail. War er auch im Haupttreffen unterlegen, so that er sich doch noch auf ein wohlverschanztes Lager etwas zu Gute. Von dort aus wagte er kleinere Ausfälle, Vorpostengefechte und machte seine Kampfbegierde in Plänkereien Luft. Der kleine Krieg war nun sein Plan.

Dieses Mal war es der Sitz der Wissenschaften, an dem die Waffen geschmiedet wurden — die Universität oder vielmehr ihr Senat. Soviel hatte ja

der Minister von Abel für die Pflege und das Gedeihen der Wissenschaften gethan; so viele Verdienste hatte er sich ja um Licht und Aufklärung erworben — er war ein treuer Freund, Beschützer und Eiferer für Religion und Kirche gewesen — wer hätte so undankbar sein können, solche Verdienste zu übersehen, zu verkennen, zu mißachten?! Im Unglücke zeigt sich der Freund. So dachten jene Männer der Wissenschaft. In ihrem geweihten Gremium, und Einer nahm das Wort und sprach; „Auf, und lasset uns das tiefgebeugte Haupt des edlen Märtyrers mit Lorbeeren und unverwelklichen Immortellen umschlingen! Der Gute verdient es. Lasset uns ihm ein Zeugniß geben, wie sehr wir ihn achten und lieben, und wie hart sein Verlust unser Herz verwundet. Traun! wir sehen einer bittern Zukunft entgegen, und gebunden wird von nun an unsere Zunge sein bei der Verkündigung der Wahrheit. Ist er auch gesunken in

der Gunst des irdischen Königs, nicht gesunken ist er in der unsrigen, dieweil wir dienen einem Herrn, der über Alle Herr ist, und dem wir vor Allen gehorchen müssen, treffe uns auch gleich Jenen die Ungnade, und das Alles um jenes Götzenweibes willen." So sprach der Redner, und Viele winkten ihm Beifall zu. Die Hand griff zur Feder, und man beschloß eine Adresse, worin die Professoren dem abgetretenen Minister ihre Zufriedenheit bezeugen und wegen seines Verfahrens beloben wollten.

Bei solchen Gelegenheiten finden sich in der Regel verschiedene Stimmungen. Eine Partei theilt den Enthusiasmus nicht, findet die Sache entweder sehr gleichgültig und unnöthig, oder sie ist sogar dagegen eingenommen. Eine zweite Fraction ist begeistert, stimmt ganz und gar bei, aber sie bezähmt dabei die Zunge und läßt sich von einer gewissen Weltklugheit und scheinbaren Leidenschaftslosigkeit beherrschen. Eine dritte endlich führt das Wort,

schafft die That, läuft, rennt, schreit und kennt keine Rücksicht mehr. Wer zu dieser letztern und zu der zweiten Klasse gehört habe, ist genugsam bekannt. Der Hauptagitator bei dieser Adreßgeschichte war Professor Dr. von Lasaulx, Philolog; er war es, der hauptsächlich das Wort führte und jene abermalige Demonstration vertrat. Neben ihm figurirten Professor Dr. von Phillips, Jurist, Professor Dr. von Moy, Jurist, Professor Dr. Höfler, Historiker. Standen nun noch andere renommirte Ultramontanisten nicht im Vordertreffen, so lugten sie doch aus dem Hintergrunde hervor, riethen, warnten, lockten, mäßigten das theilweise junge Volk. Der alte Nestor, der Fuchs — der Leser weiß schon, wen ich meine, doch ich will ihn nennen — Görres, der mit dem Rosenkranze die Sünden des Radicalismus seiner Jugend abbüßt, der Hercules am Spinnrocken der Kirche, der den sanften Tritt des Maulthieres dem raschen Schritt des Götterrosses vorzog, verhielt sich ruhig, dirigirte aber um so mehr hinter der Bühne.

Auch der Protestantenfresser Dr. Döllinger, Theolog, schwieg, wenn er auch im Stillen sann und wirkte. Noch viele Andere könnten wir nennen, deren Name im Buche der Rechtgläubigkeit verzeichnet ist, aber es genügt die Angabe der oben Genannten, um zu zeigen, wer die Hand im Spiele hatte.

So ward denn der Friede abermals gestört. Die ultramontane Partei hatte wiederum ihrem Grimme freien Lauf gelassen, und so gleichgültig, so natürlich Manchem jene Adresse scheinen möchte, so liegt in ihr dennoch eine gewaltige Demonstration. Wenn der König Grund hatte, den Minister von Abel, obwohl auf sein Gesuch, von seiner Stelle zu entheben, wenn sogar viel Anlaß vorhanden war, die oberste leitende Behörde zu verändern, so war es vom Senate auf's Wenigste unschicklich, gerade zu dieser Zeit und unter solchen Umständen der Majestät sich gegenüber zu stellen, und den zu loben, der von ihr entlassen war. Man sieht hier abermals für wie fest sich jene

Partei halten mußte, um solch einen Streich auszuüben. Man vergesse nicht, daß jene Professoren die Lehrer und nächsten Leiter von Jünglingen waren, auf welche jene Demonstration einen entschiedenen Eindruck machen mußte. Es ist bekannt, daß die Studirenden leicht gereizt und bei einer gewissen jugendlichen Unüberlegtheit zu Schritten hingerissen werden können, die oft von bedauernswerthen Folgen sind. So wenig man aber den König respectirte, eben so wenig beachtete man seine Stellung zu den Studirenden; und betrachtet man die weiteren Ereignisse, welche erfolgten, so ist starker Verdacht vorhanden, daß man jene studirende Jugend enthusiasmiren und in's Spiel ziehen wollte. Und wäre auch dieses nicht der Fall, so ist schon die Rücksichtslosigkeit tadelnswerth genug, mit welcher man verfuhr. Das Publicum mußte nicht minder über solche Schritte betroffen sein. Wie kann ein Institut des Staates, und dieses ist der Senat, entschuldigt werden, wenn er in einem kritischen Zeitpuncte, anstatt sich passiv zu verhalten, Oel in's Feuer goß.

Ein Ministerwechsel ist in der Regel ein solcher Zeitpunct, und daß er ein kritischer war, möchte aus dem Bisherigen zu ersehen sein.

Um aber zur Endgeschichte jener Adresse zu kommen, so haben wir Folgendes zu berichten. Jene Vorgänge im Senate wurden dem Könige hinterbracht, der, wie leicht zu vermuthen ist, diese neue Demonstration nicht gleichgültig ansah, vielmehr höchst aufgebracht darüber war, schon in Rücksicht der Folgen, die daraus erwachsen konnten. Kein Vernünftiger kann ihm verdenken, wenn er diesem heillosen Unwesen von kurzer Hand zu steuern suchte und vor allen Dingen dem Hauptagitator zur Rechenschaft zog. Dies war bekanntlich Professor von Lasaulx; auf höheren Befehl mußte er sogleich seine Vorlesungen einstellen, was er sofort den Studirnden durch Anschlag am schwarzen Brette bekannt machte. Dies war der Anlaß zu neuen Störungen, von denen wir sogleich berichten werden, den tumultarischen Auftritten am 1. März.

Sechzehntes Kapitel.

Die tumultuarischen Auftritte am 1sten März.

Prüfen wir die bisherigen Schritte der ultramontanen Partei, so läßt sich ohne Verletzung der Wahrheit sagen, sie habe, wenn sie auch nicht direct an das Volk appellirte, doch dessen lebendigere Theilnahme an den Tagesereignissen gewünscht, und so viel ihr, ohne den Nimbus der Loyalität gänzlich zu verlieren, möglich war, auf die größere Activität desselben eingewirkt.

Was soll man dazu sagen, wenn, wie bekannt geworden ist, die Geistlichen Beichtenden am Schlusse der sacramentalen Handlung an's Herz legten, für den König zu beten, daß die heilige Jungfrau seinen Sinn abkehren möge von der ungläubigen Lola. Da haben wir den teuflischen Jesuitismus, der unter der Form der Religiosität seine Bosheit und seinen Ingrimm offenbart, und die Menschenliebe in der schändlichsten Absicht mißbraucht. Bei der Pariser Bluthochzeit haben ebenfalls Wochen vorher die Priester im Beichtstuhle den Beichtenden Bittgebete als Genugthuung auferlegt, daß Gott doch alle Ketzer vertilgen möge. Der Mißbrauch, welcher durch die christliche Geschichte hindurch mit dem Beichtstuhle getrieben worden, ist zu bekannt, als daß ich nur noch ein Wort darüber verlieren sollte. Er dünkt mir, wenn Kirche und Staat feindlich einander gegenüberstehen, eines der gefährlichsten Institute, eine wahre Waffenschmiede.

Die Demonstrationen des Staatsraths, des

Ministeriums, des Senates haben offenbar stark auf das Volk gewirkt, indem sie dem vorhandenen leichten Unmuth desselben eine ganz specielle politische und kirchliche Färbung gaben. Ist einmal eine solche da, so können durch die unbedeutendsten Vorfälle tumultuarische Auftritte erfolgen. Man mag die Sache betrachten, wie man will, so ist der größte Verdacht vorhanden, die ultramontane Partei habe einen Volkstumult, wie er am 1sten März stattfand, gern gesehen und sogar eingeleitet. Ich selbst und mehrere Andere waren Augenzeugen, wie während jenes Tumultes ein Paar Geistliche, die im eifrigen Gespräche über Lola begriffen waren, mit ungemeiner Heiterkeit sich die Hände rieben. Ich sage das blos zum Scherze, finde aber in dieser Handbewegung den Sinn: Schicke dich an, jetzt geht's los!

Das, was dem Volkstumult am 1sten März unmittelbar voranging, war, wie schon gesagt, die Suspension des Hauptagitators bei der Abel'schen Adresse, Professors Dr. von Lasaulx, für wel-

chen, wie wir oben erwähnt, Lola, allzumilden Herzens, aber fruchtlos, wie es auch Recht war, bei dem Könige fußfällig um Begnadigung gebeten haben soll. Schon einige Tage vorher war eine verdächtige Ruhe und Stille eingetreten, und man hörte hin und wieder in vertraulicher Weise die Worte: Hast du nichts vernommen, es soll ja losgehen? Auch berichtete man, es wäre Geld ausgetheilt worden; an wen, durch wen bleibt natürlich immer unbekannt. So wenig nun auch auf diese Dinge Werth zu legen ist, etwas bleibt doch daran hängen. Jene dunklen Volksgerüchte, vergrößern sie sich auch im Munde der Leute, haben doch gewöhnlich Grund und Boden, und zeigen entweder die Volksstimmung oder das Dasein von Umtrieben an, welche eine Partei beabsichtigt.

Nachdem Professor von Lasaulx seine Suspension durch Anschlag am schwarzen Brett bekannt gemacht hatte, versammelten sich Studirende, meistens katholische Theologen, in Gruppen vor dem Universitätsgebäude, ungefähr 9 Uhr Morgens.

Nach einiger Berathung unter heftigen Declamationen zogen sie, vielleicht 150 an der Zahl, vor das Haus des Suspendirten in der Oberen-Gartenstraße, nicht weit von der Universität, und gaben ihre Theilnahme durch rauschende Vivats zu erkennen. Gleiches thaten sie vor der Wohnung des Professors von Görres, in der Schönfeldstraße, und noch mehrerer Professoren, die im Geruche des Ultramontanismus standen. Diese Demonstrationen, von der Polizei nicht beschränkt, dauerten bis nach 10 Uhr Morgens. Nachmittags 3 Uhr begann der Tumult wiederum, und zwar vor der Wohnung der Lola Montez in der Theresienstraße. Es waren an 200 Studirende, denen sich Lehrlinge, Handwerksgesellen und Leute aus der Vorstadt Au, die ihren Montag feierten, angeschlossen hatten. Die unaufhörlichen Pereats, mit Beelzebub's Vocalmusik begleitet, ertönten unter so wildem Geschrei und Getöse, daß die Requisition von Polizeisoldaten für nöthig erachtet wurde. Ihr Erscheinen auf dem Platze änderte jedoch wenig. Vielmehr wuchsen die

Volksmassen mit jedem Augenblicke an; unter fortwährender Katzenmusik, Verwünschungen und den gemeinsten Schimpfworten warf der Pöbel, denn Bürger nahmen keinen Theil daran, die Fenster des Hauses ein, in dessen zweiter Etage Lola wohnte. Die Studenten, welche diesen Scandal veranlaßt hatten, waren fortan auf dem Platze und bildeten das Centrum dieser Demonstrationen. Vergebens waren die Bemühungen Professors von Phillips, ihre fanatische Wuth zu zähmen. „Wenn die Kugel aus dem Laufe ist, ist sie kein todtes Werkzeug mehr, ein Geist fährt in sie, und führet tückisch sie den ärgsten Weg.“ Das waren die saubern Früchte der Abel'schen Adresse, diese Folgen hatte das Benehmen des Senates.

In diesen rohen Stürmen zeigte sich Lola wirklich herzhaft und gleichmüthig. Man hat ihr Benehmen Frechheit genannt, jedoch, wie ich glaube, mit Unrecht. Frech ist offenbar nur derjenige, welcher, dem Anstande trotzend, wirklich Schamloses

begeht. Lola kann desgleichen nicht beschuldigt werden. Ihr Benehmen war sarkastisch und zum Erstaunen gentil. Sie leerte auf das Wohl des Volkes ein Glas Champagner, und in der That, sie hat dies wirklich gefördert. Sie warf Confect und Bonbons unter die wüthende Menge, und wahrhaftig das, was sie gab, war süßer, als Honig. Der lautaufschreienden Menge konnte sie nur durch einen Pistolenschuß antworten, wenn dies die wenigen Beschützer, die gerade anwesend waren, ihr gestattet hätten. Hierin kann ich nichts wahrhaft Schamloses finden, sondern nur beispiellosen Muth und prächtige Satire. Was man sonst über sie berichtete, ist ungegründet. Wie wir schon früher bemerkt haben, so unterliegt das Wort Sittlichkeit einer gar mannigfaltigen Auslegung, und ich glaube sogar, dieses einzige Wörtlein werde eine ganz neue Aera der Weltanschauung begründen. Soviel ist gewiß: Mit der Sittlichkeit, wie sie ein streng katholisch-pietistisches Princip verlangt, wür-

den die Menschen nicht allein unglücklich, sondern unnatürlich und hiemit schlecht sein.

Doch wir sind von unserem Gegenstande abgekommen. Da der Tumult immer allgemeiner und drohender wurde, so war man gezwungen, Militär einschreiten zu lassen, welches alsbald die Theresienstraße säuberte und absperrte. Die Menge ging jedoch nicht aus einander, obwohl es schon Abend geworden war. Unter Pfeifen, Schreien und Zischen wogte das Volk die Ludwigsstraße auf und ab. Gegen 7 Uhr zog es durch die Residenzstraße auf den Max-Josephs-Platz vor die Residenz. Der Königin wurde ein Hoch gebracht. Sodann begann es in der alten Weise; es wurden sogar einige Fenster in der Residenz eingeworfen, worauf die Königin sich flüchtete. Thatsache ist, daß unter Anderen auch ein studirender katholischer Theolog in dem Augenblicke von einem Officier verhaftet wurde, als er einen Stein gegen die Fenster der Residenz geworfen hatte. Die Umstehenden suchten

diese Verhaftung zu verhindern, jedoch ohne Erfolg, indem der Officier durch die herbeigekommene militärische Macht unterstützt wurde.

Von nun an wurden die Maßregeln ernstlicher. Der Residenzplatz wurde von Militär besetzt; Cuirassierabtheilungen säuberten die Straßen, und so gelang es denn endlich, nachdem das Volk eine große Anzahl Laternen eingeworfen, sogar an der Hauptwache, gegen 11 Uhr dem Tumult ein Ziel zu setzen.

Tags darauf fielen keine weiteren ernstlichen Störungen vor, nachdem die Polizeibehörde durch Placat an den Straßenecken die Bevölkerung noch besonders zur Ruhe vermahnt hatte, unter Warnung und Verweisung auf den Artikel im Strafgesetzbuche über Tumult und Aufruhr. Die Theresienstraße blieb den Tag über besetzt, die Residenzstraße von Abend an gesperrt. Die geringen tumultuarischen Aeußerungen einiger Volksmassen sind nicht nennenswerth. Vor dem Hause der Lola Montez war

zwar eine Sicherheitswache aufgestellt, aber die daselbst Auf- und Abspazierenden waren mehr Neugierige, als Böswillige. Noch zu erwähnen ist das edle und muthige Benehmen des Königs, welcher Montags gegen Abend, während der Tumult ganz in seiner Entwicklung war, sich zu Fuße und in äußerst feiner Toilette zu Lola Montez begab. Freundlich grüßend schritt er durch die Menge, welche, einige Zeit ruhig, ihn wiederum höflich empfing.

Die Haltung der militärischen Mannschaft war bei diesem Tumult sehr lobenswerth. Vorsicht war mit Humanität gepaart. Von dem Abel'schen Passus im Memorandum, daß eine Rückwirkung der Vorfälle auf die bewaffnete Macht eintreten könnte und so auch dieses Bollwerk schwankte, hat sich nichts bestätigt. Der König wurde einige Tage nachher, als er im Theater erschien, mit den lautesten Vivats empfangen und begrüßt.

Das war der Verlauf und das Ende eines

Straßenscandals, den man im Ganzen von Seite der Journalistik eine viel zu große Wichtigkeit beigelegt. Der Charakter dieses Tumultes war kein politischer, obwohl man derartige Sympathien unter dem Volke gern gesehen hätte. Solide Leute, ansässige Bürger u. s. w. haben keinen Antheil daran genommen. Der Scandal war nichts als ein Ausdruck der Volksgemeinheit, fing, wie gewöhnlich, von einem kleinen Puncte an und steigerte sich dann bis zu der Höhe, die zum Vorschein gekommen ist.

Dieser Tumult war die Spitze und auch das Ende des Unmuthes, der durch mancherlei Einflüsse unterhalten und bis zu diesen Excessen getrieben worden war. Weiter ließ er sich nicht steigern, ja er sank von nun an ganz und gar. Der Pöbel, aufgeregt, hatte, so zu sagen, sein Müthchen gekühlt; der intelligentere Theil erkannte, woher die Pfeile kamen. Umsonst war das Bestreben der ultramontanen Partei, Popularität zu

gewinnen. Seit der Entlassung des Ministeriums hatte sich durchaus die Stimmung des Volkes verändert; das angezündete Feuer fing an zu verlöschen, und der Tumult am 1sten März war nichts, als der Rauch, der das gänzliche Ersticken desselben begleitete.

Siebenzehntes Kapitel.

Entlassung der Professoren und ihre Characterisirung.

Der Ultramontanismus hatte nichtsdestoweniger gezeigt, daß es ihm Ernst sei. Schlag auf Schlag waren die Demonstrationen auf einander gefolgt, Thatsachen waren die unmittelbare Antwort. Der Tumult am 1sten März hatte dem Ganzen die Krone aufgesetzt. Zu spaßen, war jetzt wirklich nicht mehr an der Zeit, zu schonen, wäre unklug gewesen. Jetzt galt es, mit energischer Hand ein-

zugreifen und dem Unwesen zu steuern. Das Volk zur Rechenschaft zu ziehen, diese Maßregel wäre nicht die geeignete gewesen. Es war ja der verführte, gereizte Theil. Man mußte sich an die Urheber wenden und bei der Wurzel anfangen. Zunächst mußten die Professoren, welche als die Agitatoren der Abel'schen Adresse, wenn auch nicht direct, doch indirect den Tumult am 1sten März herbeigeführt hatten, von fernerer schlimmerer Einwirkung abgeschnitten werden. Es erfolgten nachstehende Amtsenthebungen, welche wir der Genauigkeit wegen nach den amtlichen Anzeigen aufführen wollen. Es heißt im Regierungsblatt:

Unterm 28sten Februar wurde der ordentliche Professor an der kgl. Universität München, Dr. Ernst Lasaulx, in Anwendung des §. 19. Absatz 2. der Beil. IX. zur Verfassungsurkunde in den zeitlichen Ruhestand versetzt. Reg. Bl. No. 11.

Unterm 10ten März wurde der ordentliche Professor an der kgl. Universität München, Dr. Ernst von Moy, zum Rathe des Appellationsgerichts

von Schwaben und Neuburg extra statum ernannt. Reg. Bl. No. 16.

Unterm 26sten März wurde der ordentliche Professor an der kgl. Universität München, Dr. Constantin Höfler, in den zeitlichen Ruhestand versetzt. Reg. Bl. No. 17.

Unterm 27sten März wurde die eröffnete Stelle eines Regierungsrathes bei der kgl. Regierung von Niederbayern, Kammer des Innern, dem dermaligen ordentlichen Professor der Rechte an der kgl. Universität München, Dr. Georg Phillips, verliehen. Reg. Bl. No. 17 *).

Noch ist zu erwähnen, daß vermöge Allerhöchster Entschließung vom 23sten März der Priester

*) Dr. Phillips stellte an das kgl. Ministerium das Gesuch, seine Versetzung als Regierungsrath in Quiescenz als Universitätsprofessor zu verwandeln, da er mit der Praxis in diesem Zweige der Verwaltung nicht vertraut sei; sein Gesuch wurde jedoch von dem Könige abschlägig beschieden, und da er zur Uebernahme jener Stelle sich nicht entschloß, so ist er dermalen ohne Amt und Genuß eines Gehalts.

Dr. Friedrich Kunstmann in München zum außerordentlichen Professor des Kirchenrechtes nach No. 17 des Reg. Bl. ernannt wurde. — Von dem Lyceum in Dillingen wurde Dr. Beckers an die Stelle von Lasaulx's berufen. — Desgleichen wurde der bisherige Lehrer an der höheren Anstalt in Solothurn, Dr. Lindemann, ein bekanntlich äußerst freisinniger und dem Ultramontanismus völlig abgeneigter Mann, zum Professor in München ernannt.

Die hier oben genannten entlassenen Professoren sind, wie schon aus der bisherigen Darstellung hervorgeht, entschiedene Ultramontanisten. Was die Professoren von Lassaulx und Höfler betrifft, so ist von ihrer bisherigen Wirksamkeit nur zu sagen, daß sie auf dem Katheder und im Privatleben sich als zur strengen Partei gehörig darstellten. Haben sie auch noch nicht das geleistet, was die renommirten Häupter geleistet, so zeigten sie doch bei jener Adreßgeschichte, wobei Professor von Lasaulx der Hauptagitator war, was sie thun können und wollen,

wenn Gelegenheit sich bietet. Die Gewandtheit in der jesuitischen Taktik wird nicht mit einem Male gewonnen, es gehört dazu eine längere Schule der Uebung und die fleißige Betrachtung guter Vorbilder. Es läßt sich jedoch nicht leugnen, daß das Probestück bei der Adreßagitation gut ausgefallen ist, wenn es auch des Zweckes verfehlte.

Anders aber ist es mit den Professoren von Moy und von Phillips. Bei ihnen hat der Ultramontanismus bereits den Grad der Classicität erreicht. Professor von Phillips ist eine bekannte Persönlichkeit; er gehört zu denjenigen Convertiten, welche — freilich das ist noch schlimmer — es mit dem Ultramontanismus redlich meinen, und, wie manchmal der Fall, noch glühenderen Eifer zeigen, als geborne Katholiken. Er hat als Jurist einen Ruf, als Mensch, soweit man als strenger Katholik Mensch sein kann, zeichnet ihn Biederkeit und Gewissenhaftigkeit aus. Man möchte sagen, es sei Schade, daß dieser Charakter in solch eine

Welt= und Gottanschauung sich hat begeben können; wie viel des Guten könnte er stiften, so aber ist Alles in den Abgrund geworfen. In seinen Ansichten von Kirche und Staat giebt er dem heiligen Vater das Prärogativ; sein Staat ist eine Theokratie und somit von der Kirche verschlungen. Ist er auch in seinen Behauptungen vorsichtiger, feiner, als Professor von Moy, so kann dies Niemanden täuschen, der sich vom Gewebe der Syllogismen nicht umstricken läßt. Jener sophistische Zwang, durch welchen man eine Lehre zu stützen sucht, in welcher die Menschheit so unglücklich geworden ist, ist in der That ein Beweis von dem Verfalle, welchem die christliche Wissenschaft entgegengeht. Mit Guido Görres, einem Sohne des älteren Görres, bekannt durch seine Marienlieder und andre Poesien katholischer Weltanschauung, redigirt Herr von Phillips die „historisch=politischen Blätter,“ worin der Ultramontanismus in seiner ganzen Schärfe festgehalten und mit dem feinsten Instinct und dem

Hebel moderner Wissenschaft emporgebracht wird. Es ist eine Zeitschrift für das katholische Deutschland — somit eine Zeitschrift, welche es sich zur Aufgabe gesetzt hat, jenen unseligen confessionellen Dualismus zu predigen, welcher Deutschland in zwei Theile zerreißt und vom dreißigjährigen Kriege an bis jetzt auf den Tod verwundet hat; solch ein tiefer Riß soll noch gefördert werden. Mit Görres bildet von Phillips das Centrum des Ultramontanismus in München; mit Minister Abel bestand der engste Verkehr. Phillips genoß auch das Vertrauen des Königs, indem ihm die Prinzen Luitpold und Adalbert zur Unterweisung im Staatsrecht übergeben waren.

Ohne Rückhalt und in planer Weise predigte Professor von Moy den classischen Ultramontanismus in Schrift und Wort. Man vergleiche in dieser Beziehung sein „Lehrbuch des bayerischen Staatsrechts,“ und man wird Wunderdinge finden. Um nur eines anzuführen, so sagt er im benannten

Lehrbuche Th. 1. Abth. 1.: „Die Theorie der unveräußerlichen Majestätsrechte gehöre ausschließlich der philosophischen Staatslehre an. Unveräußerlich, d. h. der willkührlichen Verfügung des Menschen entrückt, seien nur des Menschen Pflichten. Diese entwickelten sich aus der Religion, deren Organ die Kirche ist. Weit entfernt also, daß die **sogenannten** unveräußerlichen Rechte des Königs in Sachen der Religion und Kirche nicht Gegenstand des Vertrages hätten sein können, hätte die geistliche und weltliche Gewalt vor Allem sie zum Gegenstand gegenseitiger Verständigung machen müssen.“ —

So spricht ein Professor, der an der Universität Staatsrecht lies't, über die Rechte des Königs. Uebersetzen wir diese Worte, so lauten sie so: „Unveräußerliche Majestätsrechte gehören nur der Philosophie, nicht dem Leben an;

in der Wirklichkeit also bestehen sie nicht. Der Regent hat keine Rechte, sondern nur Pflichten gegen die Kirche, und jedenfalls hätte bei Schließung der Concordate der weltliche Herrscher erst die römische Curie fragen sollen, ob sie ihm Rechte in Sachen der Religion und Kirche zugestehe." So etwas ist unerhört, und doch nicht neu, denn der Ultramontanismus ist so alt, wie die Kirche. Wie aber, wenn die Kirche ein Inquisitionstribunal in religiösen Dingen errichten wollte? Nach Moy'scher Staatslehre hätte der Regent blos die Pflicht, ein solches durch staatliche Gewalt zur Ausübung zu bringen. Welche Scheußlichkeiten muß man nicht lesen und hören. Was soll man aber dazu sagen, daß das Abel'sche Ministerium Moy's Lehrbuch nicht allein empfohlen, sondern auch dessen Ansichten in seinen Verfügungen hinsichtlich der protestantischen Kirche adoptirt hat, Verfügungen, die bekanntlich in der letzten Ständeversammlung

von 1845 bis 1846 für verfassungswidrig erklärt wurden. Wer darüber noch genauere Aufklärung wünscht, lese die „Beschwerdevorstellungen der Mitglieder der Generalsynoden in Bayern vom Jahre 1844.“ In den gedruckten Kammerverhandlungen wird man auch die scharfen Angriffe von Landtagsabgeordneten finden, die gegen Moy's staatsgefährliche und majestätverletzende Lehren gemacht wurden. Oft wurde er so hergenommen, daß er bis in den Mund erbleichte. Wie muß man lächeln, wenn im Abel'schen Memorandum die Indigenatssache als nicht zu vertheidigen vor dem Landtage hingestellt wird.

Ob die Entlassung eines solchen Mannes nicht gegründet sei, das frage ich Jeden.

Den neuesten Nachrichten zufolge sind auch die ordentlichen Professoren Dr. Döllinger, Dr. Haneberg und Dr. Stadlbauer, sämmtlich katholische Theologen und der ultramontanen Richtung huldigend, von ihrem Lehrstuhle entlassen

worden. Professor Görres stand ebenfalls auf der Liste der zu Entlassenden, der König stimmte jedoch nicht ein, sein bereits vorgerücktes Alter berücksichtigend und sich der Worte bedienend: Ach diesem alten Mann will ich das Leid nicht verursachen!

Achtzehntes Kapitel.

Die königlichen Reformen und ihre Feinde.

Ueberschauen wir die bisherigen Ereignisse, verfolgen wir sie bis zu ihrem Ursprung, und wohin sie ausmündeten, so steht Alles wie ein Traum vor uns. Aber es ist Wirklichkeit, die man nicht für möglich gehalten hätte. Ein Frauenwesen, verfolgt von allen Seiten, dem Niemand Freund, tritt ein in Münchens Mauern, gewinnt eines Königs Herz und siegt über alle Hindernisse und Feind-

seligkeiten, mit denen man auf sie losstürmte. Merkwürdig schon wäre eine solche Persönlichkeit, hätte sie auch nie den Kreis galanter Abenteuer überschritten. Aber durch sie kommt mehr zur Reife. Eine Partei wird durch sie gestürzt, welche dem Schlingkraut gleich ein schönes Fruchtfeld überzog und, was Intelligenz und Humanität Schönes zu Tage fördern wollte, erstickte. Eines Königes Herz gewinnt sie, aber sie gewinnt es nicht blos so, wie uns die tagtägliche Geschichte Beispiele zeigt — vielmehr in ihrem Umgange hellt sich des Königs inneres Auge auf, und mit Grauen sieht es vor sich einen finstern Abgrund, an dessen Rand ein feindselig Gespenst einen Fürsten und sein Volk geführt. Der Kern und Keim, der hin zum Lichte treibt, mag lange schlummern in der Brust, doch, ist er gesund, so bricht er endlich hervor und wird zur edlen Pflanze. Der König stehet nun im 61sten Lebensjahre; am Abende seiner Wirksamkeit, der, wie wir wünschen, noch recht lange dauern möge, ist eine Morgenröthe aufgegangen, die Morgenröthe

einer besseren Zeit. Und was mit voller Wahrheit gesagt werden kann, so ist die neue Schöpfung eine Schöpfung seiner Hand. Nicht regiert durch eine Fremde, wie das Memorandum sich auszudrücken beliebt, ist gegenwärtig Fürst und Volk, sondern es hat der König den Zügel der Regierung ergriffen, den seit längerer Zeit der Ultramontanismus sich in die Hand gespielt. Lola's Einfluß mag nicht geläugnet werden können, wie wir den Leser nur auf das zweite Kapitel dieser Blätter verweisen wollen, aber ebenso gewiß ist es, daß, nachdem einmal der Anstoß gegeben worden war, der König mit freiem Willen und eigener Einsicht handelt.

Die Reformen, die in Bayern im Werke sind, scheinen durchgreifend werden zu wollen und erstrecken sich bereits nach vielen Seiten und Linien hin. Es kann nicht fehlen, daß alle Zweige der Verwaltung nach und nach von ihnen berührt werden. Der Grundcharakter dieser Reformen ist *Emancipation vom Ultramontanismus.*

Die amtlichen Veränderungen werden von Tag zu Tag zahlreicher, sie betreffen hauptsächlich Personen, welche im Rufe des Ultramontanismus stehen. Wir unterlassen es, dem Leser eine Liste derselben zu geben, da solche auf andere Weise zur öffentlichen Kenntniß kommen können. Wie weit verzweigt diese ultramontane Partei war, wie sehr sie Alles umschlungen und in ihren Kreis gezogen hatte, kommt nun erst an den Tag. Selbst die nächste Umgebung des Königs ist nicht frei davon geblieben, und auch hier stehen die mannigfaltigsten Veränderungen in Aussicht.

Erstrecken sich auch diese Reformen jetzt noch mehr auf Personen, so wird ihr Einfluß doch auch schon in anderen Dingen sichtbar. So wurde dem Orden der Redemptoristen, welche gar nichts Anderes, als Jesuiten sind, die Mission, die sie nach Oberfranken (in Bayern) unternehmen wollten und bereits angesagt hatten, verboten nud ihr Orden blos auf Altötting (in Niederbayern, ein bekannter Wallfahrtsort mit dem wunderthätigen

schwarzen Marienbild) beschränkt. Dieses Verbot hat in Oberfranken einen allgemeinen Jubel verursacht.

Vor Kurzem ließ der König durch Gend'armen die gedruckten kirchlichen Anzeigen vom Jubiläumsablaß des dermaligen Pabstes, welche, ohne daß das erzbischöfliche Vicariat das königl. Placet eingeholt hatte, an das Aeußere der Kirchen angeschlagen worden waren, ohne Weiteres wegnehmen. Man sieht einerseits, wie viel man sich bei Dingen, welche in die staatliche Sphäre übergehen, erlaubt hatte, und andrerseits wie der König jetzt seine Majestätsrechte zu wahren gesonnen sei, was freilich nach Herrn von Moy's Ansichten unstatthaft ist, wonach des Regenten Rechte nur Pflichten gegen die Kirche sind.

Durch allerhöchste Verordnung vom 23sten März d. J., die Ablegung der Gelübde in Nonnenklöstern betreffend, haben Sr. Maj. der König zu verfügen geruht, daß

1) vor dem 33sten Lebensjahre das ewige

Gelübde nie abgelegt werden kann, und sich hierin genau an die Ministerialentschließungen vom 9. Juli 1831, 7. April 1838, 4. April 1841 und 14. April 1844 zu halten ist; namentlich wird den zu solchen Gelübdeablegungen jedesmal zu ernennenden Commissären auf das Strengste eingeschärft, Zuwiderhandlungen jedesmal sogleich zur Anzeige zu bringen, in welchem Falle ferner auch solche verbotwidrig abgelegte Gelübde als nicht bindend angesehen werden.

2) Kann die Ablegung der weltlichen wie der geistlichen Gelübde nur unter Mitwirkung eines weltlichen königlichen Commissärs stattfinden, welchem das Recht zusteht, unmittelbar vor der Profeßablegung mit der Nonne allein ohne Beisein der Geistlichkeit eine Unterredung zu pflegen, um sich zu überzeugen, ob nicht Zwang oder Ueberredung mit im Spiele sei; sollte der Commissär sich von dem Vorhandensein eines Zwanges oder Ueberredung überzeugen, so steht ihm das Recht zu, die Gelübdeablegung augenblicklich zu suspendiren.

Vor Kurzem ergingen auch vom Ministerium der Kirchen- und Schulangelegenheiten Warnungen wegen Mißbrauchs der Kanzel. Dies führte zu einigen Mishelligkeiten zwischen Ministerium und erzbischöflichem Vicariat, welches jene Warnung als in seine Sphäre fallend usurpiren wollte.

Die Aufgabe, welche der König zu lösen unternommen hat, ist allerdings schwer; zu ihr gehört eine Ausdauer, welche nicht ermüden darf; eine Freiheit des Handelns, welche sich durch Nichts die Hände binden läßt; eine Selbstständigkeit, welche alle Schmeicheleien von sich abweist; eine Klarheit, welche alle Machinationen durchschaut und zu Nichte macht. Es wird nicht fehlen, daß die gestürzte Partei keinen Weg unversucht läßt, um das mit einem Male Verlorene successive wieder zu gewinnen. Auch außerhalb des Katholicismus gibt es ferner eine Partei, welche, um nicht viel besser als die gestürzte, gern in's Feld einrücken möchte, das sie nun für unbesetzt hält — ich meine jenes Mystiker- und Pietistenvolk, jene Blut- und Wundentheo-

logen, jene altlutherischen Glaubenshelden, die dem Lichte und der Humanität nicht minder gram und feind sind, als der Ultramontanismus, jene glattgescheitelten protestantischen Jesuiten, die sich nur dadurch von den großen, ächten Jesuiten unterscheiden, daß sie nicht die Gewalt haben, im Großen zu wirken; jene demüthigscheinenden Aufgeblasenen, in deren Jedem ein kleiner Pabst steckt, und die von dem beschränkten Boden ihrer symbolischen Bücher aus so gern die Welt regieren möchten. Vor all diesen Heuchlern und Füchsen, vor all diesen Pharisäern, die in Schafskleidern einhergehen, innen aber reißende Wölfe sind, möge sich der König hüten. Sie würden Bayern in dieselbe alte Nacht stürzen, die so eben vor unsern Augen geschwunden ist. Der König hat nur eine Aufgabe, nämlich die Menschheit, soweit die Grenze seines Landes reicht, von jener Barbarei zu befreien, welche Natur in Bann und Fluch gethan und welche unter dem Scheine der Loyalität und Anhänglichkeit an das Königthum nur die eigenen selbstsüchtigen In=

tereſſen vertritt, das Familienleben vergiftet, die Geſellſchaft zertrennt, den Staat zerrüttet, mit einem Worte der Kirche die Alleinherrſchaft zuwenden will. Der Ultramontanismus will zum Mittelalter zurückführen, und all ſein moderner Anſtrich iſt nur Heuchelei und Bühnenwerk. Der Sinn des Königs für Kunſt, wie wir ſchon oben bemerkten, ſteht mit ſolchem finſterm Wirken im Widerſpruch, denn Kunſt und Schönheit finden hier keinen Platz. Freuen wir uns, wenn dieſer Gedanke in der Seele des Königs klar geworden iſt; es würde dann das erfüllt, was Natur urſprünglich in ihn gelegt und nur durch unglückſelige Hände von ſeiner Entwickelung zurückgehalten worden iſt. Der König iſt auf rechter Bahn; möchte er und Lola die Aufgabe klar erkennen und zur Löſung bringen!

Neunzehntes Kapitel.

Die Stimmung des Volkes und sein Glaube an Lola.

Es ist hier der Ort, zu berichten, welches die Stimmung des Publicums oder des Volkes sei, nachdem alle diese Ereignisse, wie Demonstrationen des Staatsraths und Ministeriums, Entlassung des Kabinets, Senatsadresse, Entlassung der Professoren, tumultuarische Auftritte, vor seinem Blicke vorübergegangen sind. Entgegen jenen Abel'schen Uebertreibungen und Gespensterseherreien, kann gesagt

werden, daß es nicht allein beruhigt, sondern durch die Schritte des Königs versöhnt worden sei. War ohnedem sein Unmuth mehr daraus entstanden, daß Lola die Journalistik zur Feindin hatte, daß sie hin und wieder zur Selbsthülfe schritt, und daß man das Privatleben eines Fürsten in allzu enge Grenzen zwingen zu müssen vermeinte, so läßt sich jene Beruhigung und Versöhnung um so leichter begreifen. Zwar hatten jene Declarationen, jenes Memorandum, jene Adreßgeschichte, und überhaupt jene kirchlichen und ultramontanistischen Machinationen, das Volk gespannter gemacht, und den Blick auf einen politischen Punkt hingelenkt, aber die Entlassung Abels war für dasselbe ein Factum, durch welches der Unzufriedenheit die Wurzel abgeschnitten wurde. Abel hinterließ im Volke keine Sympathien, außer bei der ultramontanen Partei. Während seiner Verwaltung war das Land in einen geistigen Schlummer gefallen, der dem letzteren selbst krankhaft erschien, aus dem es sich aber nicht zu reißen vermochte, da die Schwüle der Atmosphäre alle

Selbstthätigkeit schwächte und lähmte. Da nun plötzlich ein frischer Luftzug durch die Räume wehte, wachte es auf, öffnete seine Augen und sah die Dinge, die geschehen. Die Vergangenheit lag finster vor ihm da, um so freudiger begrüßte Jeder die Wendung der Dinge. Was man sich früher nur in's Ohr zu sagen wagte, davon sprach man jetzt offener, nämlich: „Abel sei ein Pfaffenknecht gewesen, er habe vor Allem ihre Herrschaft gefördert und die materiellen Angelegenheiten in den Hintergrund gesetzt, er habe auf den Landtag mit den Volksvertretern und der Constitution, wie die Katze mit der Maus gespielt." Ließ man auch seinem Talent Gerechtigkeit widerfahren, so vermochte dieses Gewicht in der Waagschale ihn doch in der Meinung des Volkes nicht emporzubringen. Auch dem entlassenen Regierungspräsidenten von Oberbayern, Herrn von Hörmann, hat das Volk keine Thräne nachgeweint; bei diesem war er vielmehr verhaßt und, wie das Publicum

sich ausdrückte, wegen seiner Grobheit durchaus nicht beliebt. Einmal fühlte er sich durch diese Antipathie des Volkes sogar gedrungen, den König um seine Entlassung zu bitten, der sie jedoch zu jener Zeit, wo er noch nicht enttäuscht war, nicht annahm. Von seinem Benehmen bei den Untersuchungen von 1833 haben wir schon im vierzehnten Kapitel gesprochen.

Je mehr nun das Volk Ursache hatte, mit der Entwicklung der Dinge zufrieden zu sein, desto mehr mußte der König in der Sympathie desselben steigen, desto weniger hatten die Umtriebe der feindseligen Partei ein Resultat zur Folge. So gewann auch Lola in der Meinung desselben; und wie denn überhaupt die Pfeile der Journalistik verschossen waren, wie man endlich des giftigen Geschwätzes selbst satt wurde, wie man ihr Verhältniß zum Könige mit milderen Augen zu betrachten gelernt hatte und einen anderen Maßstab an diese Dinge legte, so erschien dieselbe nicht mehr rabenschwarz, sondern man erkannte auch Lichtseiten, und gewiß

der größere Theil hegt im Stillen den Wunsch, daß das Verhältniß zwischen Lola und dem Könige sich nicht löse. Wer kann dem Volke seinen Glauben rauben, wenn es einmal Glauben gefaßt hat. Vox populi, vox Dei. So meint das Volk, es könne wieder rückwärts gehen, wenn durch irgend einen Unglücksstern Lola Münchens Mauern verließe. Es fürchtet, es möchten dann wieder die Treiber und Peiniger kommen, die dem König ein Mißtrauen in die Liebe seines Volkes und in ihre Anhänglichkeit an ihn in's Herz senkten; es fürchtet, es möchte der alte Spuk sich erneuern, welcher das Land und den König äffte, es möchten dem Grabe der Vergangenheit diejenigen als Gespenster entsteigen, welche man so eben der Erde oder Unterwelt übergeben zu haben vermeinte. Das Volk hat so Unrecht nicht, wenn es an Gespenster glaubt, wenn auch Solche, die sich für gescheidte Leute halten, diesen Glauben belächeln, wenn selbst im Abel'schen Memorandum Gespensterseherei als grund- und haltlos hingestellt wird. O das Volk hat

Naturverstand! Nicht in künstlicher Form und theoretischem Systeme stellt es seine Urtheile dar, aber seine Urtheile sind Leben und Anschauung. Es bedarf keiner geschichtlich pragmatischen Erörterung, um die wahre Sachlage zu verstehen. Das Volk hat seine eigene Politik und Religion, und man mag thun, was man wolle, seine Principien bleiben fix und fest, können höchstens auf Augenblicke verrückt und geändert werden. Der Priester mag unaufhörlich von der Kanzel verkündigen: Bittet nur um geistige Gaben! Vergebens, der gemeine Mann bittet meistens um leibliche. Der Priester legt beständig die Worte an's Herz: Kreuziget euer Fleisch! Verwundert blickt das Volk auf den Redner, der wohlbeleibt und wohlgenährt so reiche Früchte aus seiner leiblichen Kasteiung gezogen hat, und es kreuziget sein Fleisch nicht, denn es sieht die Personen an und darüber vergißt es der Worte. Der Priester mag unabläßig dociren: Im Himmel schwinden alle irdischen Verhältnisse, alle irdische Liebe, es wird nicht gefreit, sondern blos gesungen

und gebetet zum Lamme. Umsonst!*) das Volk trennt sich nicht von irdisch süßen Verhältnissen,

---

*) Ich glaube dem Leser, auch wenn der Gegenstand etwas entfernter liegt, ein Gedicht mittheilen zu müssen, das ächt aus dem Herzen und der Anschauung des Volkes gegriffen ist, eines Volkes, in welchem der strengste Katholicismus sich festgesetzt hat, in Tyrol und dem bayerischen Hochgebirg. In diesem Gedichte zeigt sich der Gegensatz des Naturgemüths und der christlichen Anschauung, mit siegender Entscheidung für das Erstere.

A Zweifi.

Es 'redt der Herr Pfarra,
Es red'n die Leut'
So viel vo an Himmi
Und der himmisch'n Freud.

Doas will i aa zuageb'n,
Und i moa, es is g'wiß,
Daß schöna im Himmi,
Als bei uns herunt is.

Aber oas muß i sag'n,
Dees bigreif i nit recht,
Und oas nur dees war's,
Wo i aufi nit möcht.

und jener abstracte Himmel dünkt ihm kalt und langweilig. Das ist die vom Katholicismus und

---

Wenn oam der lieb Herrgott
A Dienderl hat b'scheert,
A liebs und a guats,
Die ann's Herz ganz vokehrt —

Und's kimmt dersell Stöffi
Reißt d' Herzln vo'nand,
Wie auf dera Welt allweil
Nix Schöas hat an Bschdand —

Wie waar's dir denn nacha,
Wannst in Himmi 'nauf fliegst?
Und drunt aber s' Dienderl
Am Grab sitzen sieghst?

Sie schaugt oa rauf zum Himmi
Mit roathgwoanti Aug'n,
Als wollt's vo da droben
Ihr Glück abaschaug'n.

Aber Alles, was g'habt hat,
Woans soviel als sie will,
Dees alleroanzigi Herzl
Steht für alleweil still.

Pietismus zum Glücke nie überwältigte Stimme der Natur, die hier aus dem Menschen spricht, es

---

Und ohni dees Herzl
Da koas nimmer sei,
Und es waor ihr dees Liebsti,
Ma grabat's au ei.

Woan drunt'n as Diendl
So in Herzload vogeht,
Gloabt's ebba in Himmi,
Da gmahnat's oam net?

Denn a Lieb, die schö frumm is,
Wahrhafti und treu,
G'langt weiter als 's Leb'n
Geht in Himmi mit nei.

Wo koam sonst die Freud' her,
Und waar's no so schö,
Und waar's no so lusti,
Es thoat dir vogeh.

Wie's da der lieb Herr Gott
Wohl eig'richt mag hab'n,
I kons nit bigreif'n,
Es kinnt mir's nit sag'n! —

ist der göttliche Naturalismus, welcher immer und wieder zum Bewußtsein kommt. Die Gewaltthätigkeit gegen die Natur, welche Katholicismus und Pietismus predigen, wird und muß im Gemüthe des Menschen stets ihren Widerstand finden.

Und so wie in der Religion, so hat das Volk auch in der Politik seine eigenen Ansichten. Als in den neunziger Jahren die Franzosen ihre Proclamationen von Freiheit und Gleichheit anschlugen, da griff begierig Jeder nach ihnen. Als aber das Volk die Leute von Angesicht zu Angesicht sah, bepackt mit der Beute vom Landmann, mit werthlosen Assignaten in der Tasche, da wich alles Vertrauen, man verschloß die Läden und huldigte dem gepriesenen Systeme nicht. Der Communismus wird nie beim Volke in Credit kommen, er wird von ihm als unnatürlich zurückgewiesen werden.

So wird auch das Volk bei den jüngsten Münchner Ereignissen seine Gespensterfurcht nicht aufgeben, denn es glaubt an das Dasein jener finstern Partei, die zwar jetzt zurückgedrängt sei in

ihre Nacht, aber doch, wenn die Gelegenheit sich biete, daraus wieder auftauche und sein Wesen treibe so arg, wie zuvor.

Insofern hat Lola nun Glauben erlangt; wenn auch der König als der Urheber der neuen Schöpfung betrachtet wird, als Mitbeschützerin erscheint sie dennoch.

Man darf sagen, mit freudiger Begierde habe das Volk das Schreiben gelesen, welches Lola an die Redaction der cöllnischen Zeitung zur Veröffentlichung gesendet, worin sie über ihre früheren Verhältnisse einige Mittheilungen macht. Dieses Lebenszeichen hat seine Wirkung nicht verfehlt und wird das Urtheil Manches, der rücksichtslos in der Kritik verfuhr, ändern. Der Vollständigkeit halber theilen wir hier mit, wie folgt:

„An die verehrliche Redaction der cöllnischen Zeitung!

So eben lese ich in der „cölnischen Zeitung“ vom 26sten d. M. die Abschrift eines Correspon-

denz=Artikels*), welcher sowohl die Ehre meiner Person angreift, als meinen Character verdächtigt, indem man mich fälschlich mit einer Madame James in London verwechseln will, einer Frau von sehr üblem Rufe, noch lebend und wenigstens zweimal so alt, als ich.

In Folge dessen halte ich es für meine Pflicht, Ihnen zu sagen, daß mein Name Maria Dolores Porris y Montez ist; daß mein Vater ein carlistischer Officier war, nach dessen Tode meine Mutter, eine geborne Havaneserin, sich mit einem irländischen Adelichen verheirathete. Ich bin im Jahre 1823 in Sevilla, in Andalusien, geboren, und in Folge unglücklicher Familienverhältnisse sah ich mich genöthigt, beim Theater mein Fortkommen zu suchen, was ich, seit ich mich in München häuslich niedergelassen, für immer verlassen habe.

Indem ich Sie ein für allemal bitte, meinen

*) Bezieht sich auf die den „Grenzboten" entlehnte Notiz im Feuilleton zu Nro. 85 d. Bl. d. Red. der cöln. Z.

Namen nicht mit den politischen Angelegenheiten Bayerns zu vermischen, mit welchen meine Person nicht das Geringste zu schaffen hat, ersuche ich Sie, diese meine Erklärung in Ihr sehr geschätztes Blatt aufnehmen zu wollen und so das Ihrige dazu beizutragen, daß der Wahrheit ihr Recht werde.

Womit ich die Ehre habe, mich zu nennen

München, Ihre ergebenste

30sten März 1847. Lola Montez."

Wenn hier Lola erklärt, daß sie den politischen Angelegenheiten Bayerns fremd geblieben sei und bleiben wolle, so ändert dies die Ansicht der Dinge nicht, welche in diesen Blättern geltend gemacht wird. Oefters wurde bereits erwähnt, daß der König der Urheber der politischen Veränderungen sei; daß aber dieselben durch Lola vermittelt wurden, sei es auch indirect, geht aus den Ereignissen von selbst hervor. Um so weniger wird Bayern glauben, von einer Fremden regiert zu sein, wie das Abel'sche Memorandum zu sagen sich herbeigelassen hat. Schließlich erwähnen wir noch,

daß auch die Mildherzigkeit Lola's in Fällen drückender Armuth das Publikum freudig stimmt. Vor Kurzem erst hat sie ein Beispiel davon in einer armen Familie gegeben, die mit Drillingen beschenkt wurde. Es fehlte an den Taufgebühren, die sich nach dem Verlangen des Priesters als die dreifache Summe herausstellten. Dem bittenden Familienvater öffnete sie ihre Kassette und sprach lachend, er solle zugreifen.

Es bleibet fest, daß der König durch die letzten Veränderungen das Volk nicht allein beruhigt, sondern auch mit Lola ausgesöhnt habe. Feinde wird er, sie und das reformatorische Werk, das zu Stande kommt, immer haben. Sie kümmern uns nicht.

Zu erwähnen können wir nicht umhin, daß sich in letzterer Zeit plötzlich hie und da im Publikum das Gerücht verbreitete, Lola Montez habe Gift bekommen, und daß dieses Gerücht mit großer Entrüstung begleitet war. Wahr ist es, daß an Lola seit einiger Zeit ein gewisses Siechthum be-

merklich ist, welches, wenn es wirklich andauernd wäre, Manches zu bedenken geben könnte. Fälle dieser Art sind nicht neu, und die Geschichte der christlichen Jahrhunderte würde hiezu manchen Stoff liefern. Aber auch hier zeigte sich die liebende Theilnahme des Publikums.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Haltung der katholischen Kirche und ein Controvers über Katholicismus und Ultramontanismus.

Es ist bisher von den Umtrieben des Ultramontanismus gesprochen, und somit ein Unterschied statuirt worden zwischen ihm und der Kirche, hier insbesondere der katholischen Kirche. Diesen Gegenstand noch einer genaueren Betrachtung und Erörterung zu unterwerfen, dürfen wir nicht vermeiden. Es ist ein sonderbares Ding mit dem Unterschiede

zwischen Ultramontanismus und Katholicismus. Man wird förmlich geneckt, wenn man sich bemüht, eine scharfe Grenzlinie zwischen diesen beiden Anschauungen zu ziehen. Die Kirche selbst behauptet zwar eine Differenz, und weiset eine Vermischung zuweilen ernstlich zurück. Allein die Sache ist wirklich schlimm, indem der Ultramontanismus sich gar zu gern hinter dem Katholicismus versteckt, und umgekehrt der Katholicismus sich auf den Ultramontanismus hinausredet. Da glaubt man denn in vielen Fällen den Schalk wirklich erfaßt zu haben, aber o Täuschung! er entschlüpft aus der Kleidung; man hat blos die Hülle in der Hand, sieht sich geäfft, und es entsteht die neue Frage: Wer ist der Körper, und wer ist die Hülle? — Ist der Körper der Katholicismus, die Hülle der Ultramontanismus, oder umgekehrt? — Wer hilft uns aus diesem Gedankenlabyrinthe?

Ich glaube, daß eine wesentliche Trennung nicht statuirt werden könne, und daß, wollte man beide unterscheiden, blos der Grad der Vollkommen-

heit unterschieden würde. Der Körper und die Hülle gehören zusammen. Der Ultramontanismus stehet auf den Füßen des Katholicismus, der Katholicismus hat zu Händen den Ultramontanismus. Beide sind in der innigsten Wechselwirkung, und keines kann ohne das Andere erfolgreich gedacht werden. Die katholische Kirche erkennt im heiligen Vater ihr Oberhaupt, der Ultramontanismus sucht diesen Grundsatz consequent und ohne Milderung durchzuführen und somit den Staat zu unterwerfen, die Kirche zur alleingebietenden Herrscherin zu machen. Der Katholicismus, wenn er consequent sein will, muß in den Ultramontanismus übergehen, der Ultramontanismus aber, wenn er planmäßig, wirksam und universell verfahren will, muß in Gesellschaft handeln, somit Jesuitismus werden, nach dem erprobten Spruch: Nur dem vereinten Streben wird der Sieg.

Der Katholicismus fügt sich, wo es nothwendig ist, den Umständen und Verhältnissen, er sucht mehr auf geistliche Weise sein Ziel zu erreichen,

und hütet sich, die Grenze der Concordate zu überschreiten. Ernst ist es ihm mit dem Allem nun keineswegs, aber er erkennt den Nutzen des apostolischen Spruches: Schicket euch in die Zeit! Er gleichet einem zahmen Löwen, der dem Haushalte des Staates in diesem Zustande nicht gerade viel zu schaffen macht. Aber! Man traue ihm nicht allzusehr, denn des Löwen angeborne Natur vertilgt sich nicht, und zuweilen tritt seine Grimmigkeit aus der Latenz an's Tageslicht; da funkeln die Augen, da wirft sich die Mähne auf, der Schweif schlägt einen Kreis, die Tatze hebt sich. Da wird der Katholicismus zum Ultramontanismus; und soll, wie in der Fabel, ein allgemeiner Krieg der Thiere gegen die Menschen, geführt werden, so gestaltet er sich zum Jesuitismus.

Aber auch im zahmen Zustande, wenn nur die geringste Reizung vorhanden, verleugnet der Katholicismus seine Natur nicht. Zwar geberdet er sich nicht so wild, wie der Ultramontanismus, aber er versteht das Schleichen des Jesuitismus, und flößt

so den Hausbewohnern einige Besorgniß ein. Prüfen wir, wie sich die katholische Kirche bei den Ereignissen in München benommen habe! Wie häufig, so war sie auch hier die trauernde, zurechtweisende, weinende Mutter. Man fragt nun aber billig, worüber sie zu trauern, zurechtzuweisen, zu weinen gehabt habe. Ueber Lola, ist die Antwort.

Es ist sonderbar, daß die katholische Kirche das galante Verhältniß des Königs zu dieser Dame mit so strengen Augen angesehen hat; es war doch sonst nicht der Fall, wenigstens fiel es ihr nicht ein, sich so eifrig in ein solches Verhältniß zu mischen. Aber die Kirche haßte Lola, da sie nicht ihre gehorsame Magd war, da sie Absolution für ihr Verhältniß nicht nöthig erachtete. Die Kirche hat einen feinen Instinct, und in Lola erkannte sie eine Persönlichkeit, die ihr gefährlich werden könnte und das Herz des Königs dem Ultramontanismus abwendig machen möchte, in welchen der Katholicismus in Bayern übergegangen war. Denn es ist nie zu vergessen, daß der Katholicismus, wo es

sein kann, lieber allein herrschend, mithin Ultramontanismus sein will. Vorkämpfer giebt es in solchen Fällen immer, es waren dies die Männer, deren wir bereits oben Erwähnung gethan haben. Dies aber hindert uns nicht, die Sache scharf zu nehmen und das Interesse der Ultramontanen von dem der katholischen Kirche nicht zu trennen. Wenn der Minister des Innern, Erzbischof und Bischof, Professoren und höhere Geistliche der ultramontanen Partei angehören, welches andern Charakters kann dann die Kirche sein, als des ultramontanen; von der Leitung und dem Systeme, wonach man leitet, hängt ja Alles ab, und was wäre die katholische Kirche, wenn der heilige Vater von den ultramontanen Principien abginge und im Grundbau reformiren wollte. Da müßte Alles über den Haufen stürzen, und mit der katholischen Kirche wäre es aus, völlig aus. Wie muß man doch lächeln über die Leichtgläubigkeit der Protestanten, sich wundern über ihre Kurzsichtigkeit, wenn sie nur einen Augenblick in der Meinung und Hoffnung lebten, daß der

dermalige Pabst Pius IX. im Ernste ein reformatorisches Werk beginnen wolle. Da ergeht es ihnen, wie den Zuschauern Till Eulenspiegel's, welche diesen fliegen sehen wollten. Derselbe ruderte immer mit den Händen und kam doch nicht in die Höhe. Am Grundbau wird und will der Pabst nichts ändern, und wenn er es wollte, so könnte er es nicht. Seine Hände sind geknebelt, so gut wie die eines armen Landpfarrers, den der Dekan mit Luther schreckt und im Zaum hält. Pabstthum und Jesuitismus fällt in Eins zusammen, wer dies nicht sieht, muß blind geboren sein. Der Pabst reformirt allerdings, aber nur an den Außenwerken; er ordnet seine Finanzen, er hebt die Industrie — und damit blos seine weltliche Macht, sein weltliches Ansehen, seinen weltlichen Einfluß. Und fürwahr! er ist nicht der unklugste von seinen 258 Vorgängern.

Die katholische Kirche haßte Lola, weil durch sie die Uebergriffe des Ultramontanismus bedroht waren. Stellte sich die Kirche als solche auch nicht

in das Vordertreffen, so hat sie doch ihre geheimen Mittel, ihren sogenannten geistlichen Einfluß in Anwendung gebracht. Es wurde, wie schon oben bemerkt, im Beichtstuhle den Beichtenden an's Herz gelegt, zur heiligen Jungfrau zu beten, daß sie den König von der ungläubigen Lola abwenden möge. Das ist jesuitische Taktik, das ist der leise Gang der Fuchsenschlauheit. Den Gläubigen gegenüber fällt die Kirche ihr Urtheil, sucht die Gemüther zu präpariren und durch heuchlerische Benutzung der Menschenliebe gegen den Feind einzunehmen. Schon oben haben wir bemerkt, daß vor der Bartholomäusnacht den Beichtenden Gebete zu Gott als Genugthuung auferlegt wurden, daß die Ketzer vertilgt werden möchten, daß überhaupt der Beichtstuhl, in den Zeiten eines Krieges zwischen Kirche und Staat, ein äußerst staatsgefährliches Institut und eine wahre Waffenschmiede sei. Ich weiß, wie die Kirche dergleichen Dinge beschönigen und entschuldigen will, aber ich gehöre einmal zu den

Gespenstergläubigen und mache es, wie das Volk, das über den Thaten der Worte vergißt.

Unter diese Manipulationen gehöret auch das Benehmen des Erzbischofes von München-Freising, Grafen von Reisach. Derselbe ließ sich herbei, dem Könige Vorstellungen wegen seines Verhältnisses mit Lola zu machen, indem er ihm sagte, es habe Einer, der im Concubinate lebe und deshalb zur Rechenschaft gezogen worden sei, sich auf den König berufen. Welche crasse Indecenz giebt sich hier kund! Wer giebt dem Erzbischofe das Recht, das Verhältniß des Königs zu Lola, wenn auch auf indirecte Weise, für Concubinat zu halten und das so frech dem Könige in's Gesicht zu sagen? Wie kann der Erzbischof behaupten, daß jenes Verhältniß über die Grenzen eines Seelenbündnisses hinaus gehe? Es mag Jeder glauben, was er will, aber soviel ist er dem Nächsten schuldig, daß er ihm den Schmutz seines Herzens nicht auf beleidigende Weise aufdringe und da den Sittenrichter und Beichtvater mache, wo man ihn nicht gerufen hat. Wie vie

mußte doch der König diesen Leuten nachgesehen haben, daß sie sich so etwas zu thun getrauten! Dieses Mal hatte diese geistliche Zudringlichkeit eine schlechte Wirkung, denn der König soll diese Aeußerung sehr übel aufgenommen und gehörig bedient haben.

Mehr oder minder gehören auch die Thränen des Bischofs von Augsburg, Dr. Richarz, dahin, nach dem Memorandum in Gegenwart des Ministers von Abel und des Finanzministers Grafen von Seinsheim geweint. Was muß das für eine traurige Scene gewesen sein! Wie erschütternd besonders für das zarte Herz des Herrn Ministers des Innern! Was würde die Welt nicht darum geben, wenn sie wüßte, was noch sonst gesprochen worden ist, vor und nach den Thränen, denn so stumm werden die Herren doch nicht gewesen sein.

Dahin gehört auch das Schreiben des Fürstbischofs in Breslau von Diepenbrock, das, gleichfalls nach dem Memorandum, sich äußerst mißbilligend über jene Verhältnisse aussprechen soll, und,

wie das Memorandum sagt, bald kein Geheimniß mehr im ganzen Lande sein werde. Trotz aller Mühe ist es mir nicht gelungen, dieses der Angabe nach so schnell und so weit sich verbreiten werdende Actenstück in meine Hände zu bekommen. Aus der Seltenheit desselben muß man auf seine Rarität schließen, und gewiß enthält es Manches, was zu weiteren Betrachtungen veranlaßte. Die kirchliche Partei thut deshalb klug, wenn sie nicht in profuser Weise mit demselben verfährt und es lieber zurückhält, denn die Dinge haben sich geändert.

Katholicismus und Ultramontanismus sind Brüder, von denen zwar jeder seinen eigenen Character hat, die aber vereint hauptsächlich dahin wirken, den Staat zum Pantoffelkuß zu bringen. Meinetwegen lasse ich der Kirche den Körper, aber dann sind Ultramontanismus und Jesuitismus die Kleider, in die sich der Katholicismus im Grunde am liebsten wirft. Manchmal dann schreitet er gar sanft und säuberlich einher, segnet rechts und links, ist die klagende, warnende, weinende Mutter, die da nicht

will, daß Eines verloren gehe, auffordernd zur Fürbitte all die Gläubigen. Manchmal aber auch wirft sich diese sanfte Mutter in den Harnisch, greift zur Geißel, oder gar zum Bannstrahl, und stößt die fürchterlichsten Flüche und Verwünschungen aus, die je ein Ohr vernommen. Ruhig, Freunde! Das ist nur die Hülle und das Kleid der guten Mutter! Sind die Kinder fein stille, so wird jenes Kleid in den Schrank gelegt.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die Lage der Protestanten in Bayern im Allgemeinen.

Eine vorzügliche Beachtung verdient auch die Stellung und Haltung des Protestantismus bei den jüngsten Ereignissen in München. Daß die Protestanten sich über die Niederlage der ultramontanen Partei nicht wenig freuten und wie am Neujahrstage sich einander Glück wünschten, läßt sich leicht denken und vermuthen. Seit einer Reihe von Jahren war er auch wahrhaftig nicht auf Rosen gebettet,

und der große Mann in der Perücke machte ihm, so zu sagen, sein Bischen Leben sauer genug. Der Minister von Abel hatte ihm Alles zum Tort gethan und ihn chikanirt, wo er nur konnte. Wollte sich eine neue protestantische Gemeinde bilden, so lief sie Gefahr, vorher auszusterben, ehe sie ihr Ziel erreichte, denn die Ausführung der Gesetze und Verordnungen wurde durch Verdrehungen bis in's Unendliche prolongirt. Wollten zerstreut wohnende Protestanten eine gottesdienstliche Gemeinschaft pflegen, so wurden sie vom Pontius zum Pilatus geschickt, und mußten sich mit dem Spruche recht lange trösten: „Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen.“ Sollten dürftige Kirchengemeinden unterstützt werden, so hieß es: „Der Rock des heiligen Martin sei längst vertheilt.“ Wollten Decane Katholiken wegen Proselytenmacherei zur Verantwortlichkeit ziehen, so blieb ihnen am Ende nichts übrig, als anzuerkennen, der Grund des Confessionswechsels sei pure Ueberzeugung gewesen. Hätte man warten

wollen, bis es ausgemacht gewesen wäre, ob die Glocken katholischer Kirchen, bei Beerdigung von Protestanten, geläutet werden dürften, oder ob der katholische Geistliche eine solche in Amtstracht und mit kirchlichem Ritus vornehmen müßte, so hätte man im günstigen Falle nur Staub und Asche zur Erde bestattet; ja manchmal wußten die armen Todten nicht, wohin sie ihr Haupt legen sollten, wenn die Thüren katholisch geweihter Kirchhöfe für sie geschlossen waren. Freute sich eine protestantische Familie, endlich einmal einen recht braven Dienstboten zu besitzen in einer katholischen Person, so dauerte diese Freude nicht lang, denn der katholische Dienstbote gerieth, durch die Warnungen vom katholischen Beichtstuhle aus, gar bald in Angst wegen seines Seelenheiles und kündigte seiner protestantischen Herrschaft auf. War eine gemischte Ehe auch noch so glücklich, durch die natürlichen Bande der Liebe, so ging, wenn solche eine Ehe mit Kindern gesegnet war, bei der Taufe, wie man zu sagen pflegt, der Teufel los, und die Frage: „Katholik

oder Protestant?“ säete eine Saat von gräulicher Zwietracht. Die Einsegnung katholischer Wöchnerinnen, die Trauung gemischter Brautleute war immer mit Schwierigkeiten verknüpft. Wer zählt alle die offenen und geheimen Angriffe auf Kanzel und Kahetder, in Büchern und Zeitschriften, die gegen den Protestantismus gerichtet waren. Zwar verfahren hier die Protestanten auch nicht anders, aber doch dürfen wir nicht unerwähnt lassen, daß, wenigstens auf der protestantischen Kanzel keine ähnlichen Reden, förmliche Controverspredigten, gehalten wurden, wie es im Jahre 1841 in der St. Michael's-Hofkirche zu München von Seiten des dadurch bekannt gewordenen katholischen Predigers Eberhard der Fall war. Damals wendete sich die protestantische Kirchengemeinde in München an den König, und bat um Abhülfe, welche ihr auch durch die Versetzung Herrn Eberhard's zu Theil wurde. Ich glaube, meinen Lesern einen Dienst zu erweisen, wenn ich dieses Actenstück hier mittheile, das vielleicht doch Manchem unbekannt geblieben, Einsicht

in die Vergangenheit gewährt. Es lautet folgendermaßen:

München, 24sten Februar 1841.

Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster König!
Allergnädigster König und Herr!

Die allerunterthänigst gehorsamst unterzeichneten Mitglieder der hiesigen protestantischen Kirchengemeinde wagen es, in einer Angelegenheit an Ew. K. Maj. sich zu wenden, die zunächst eine Gewissenssache ihres Glaubensbekenntnisses berührt.

Schon seit mehreren Sonntagen werden in der hiesigen St. Michael's-Hofkirche von dem Prediger Herrn Eberhard von Morgens 8—9 Uhr Kanzelreden gehalten, in welchen der protestantische Glaube auf vielfache Weise angegriffen und mit den empörendsten Schmähungen überhäuft wird.

Die allerunterthänigst Unterzeichneten haben es insgesammt mit wahrem Kummer angehört, wie sich

gedachter Prediger in Folge wortgetreuer Schilderung darüber äußerte, und daher bei ihrer geistlichen Behörde, dem kgl. Dekanate München, nothgedrungen Anzeige gemacht, um wenigstens diese betrübende Erfahrung zur Kenntniß an das kgl. Oberconsistorium zu bringen; allein zu unserem nicht geringen Bedauern ist in der Sache bis jetzt nicht nur keine Abhülfe geschehen, sondern der fragl. Pfarrer Eberhard setzt seine Ergießung gegen die protest. Kirche fort, und erst am verwichenen Sonntage, den 21sten dies, hielt derselbe wiederholt eine dritte förmliche Controverspredigt, die ihres gehässigen und intoleranten Inhaltes wegen in den finstersten Zeiten des Aberglaubens und der Christenverfolgung wohl schwer ihres Gleichen finden dürfte.

1) Der Redner nannte unter Anderem den Reformator Luther einen elenden Betrüger und citirte, wie er, nämlich Luther, in einem seiner Briefe, sage, daß, wenn er nicht dieses Werk hätte angefangen, so würde er es wohl wieder haben liegen lassen; „also sehet diesen elenden Betrüger,

wie ihm nur der Satan noch dazu geholfen hat, sein teuflisches Werk zu vollenden."

2) Schmähte er unsere sämmtliche Geistlichkeit und Religionslehrer unter Anderem auf das Entehrendste, daß auch sie als elende Betrüger das Volk vom wahren Glauben auf Irrwege und sohin zur ewigen Verdammniß zu führen sich bemühen.

3) Führte er nach seiner Theorie an, daß die heldenmüthigsten Handlungen der Tugend — von einem Nichtkatholiken geübt — kein Verdienst seien, ein leerer Schall wären, und nichts dem göttlichen Wesen Wohlgefälliges an sich hätten.

4) Verdammt er jene Gatten, die in gemischter Ehe leben, nannte sie Rabenväter und Rabenmütter, bei welchen, wenn die Frau schwanger ginge, und ihre Kinder nicht katholisch erziehen lasse, es viel besser wäre, wenn sie Nattern zur Welt brächte, da die Kinder ja doch der ewigen Verdammniß anheimfielen.

5) Es sei herzzereißend und schmerzlich, wie man ein so verlornes und verdammtes Geschlecht

neben sich herum wandeln sehen müsse, — ihre Kirche könne zwar Halleluja singen, könne Sakramente spenden, könne Amen sagen; aber zur Seligkeit können sie doch nicht kommen, sie sind demungeachtet verloren.

6) Ferner Christus der Herr spreche durch Paulus ja selbst: „wer nicht in der reinen Lehre Jesu Christi lebt, der ist verflucht.“ Da also unsere kathol. Kirche der Leib ist und Christus darin wohnet, so muß unsere Kirche unfehlbar sein, sonst wäre Gott ein Lügner und ein größerer Sünder als der sündige Mensch selbst, wenn nämlich auch Andersgläubige selig werden könnten.

Diese Lehren begründete er mit den athanasischen Kirchenlehrlätzen und den Satzungen der katholischen Kirchenväter, wie z. B. des heiligen Augustin's und Anderer, die ihm seine Verwünschungen und lieblosen Reden zur That bekräftigen helfen sollten.

Voll Erstaunen über diese Kanzelreden, in der Nähe unserer erhabenen königlichen Familie, in der

Residenzstadt München, dem Sitze der hohen Wissenschaften und Kunst, im aufgeklärten neunzehnten Jahrhundert gehalten, sind wir aus dieser Kirche mit wehmüthigen Gefühlen, aber auch mit dem festen Vorsatze weggegangen, diese Reden zugleich zur Kenntniß Ew. kgl. Majestät zu bringen, von Allerhöchst Dero Gerechtigkeit wir uns überzeugt halten dürfen, daß Allerhöchstsie solche Unbilden nicht länger dulden und die geeigneten Maßregeln dagegen ergreifen lassen werden, um unserem Glauben, unseren Familien und unserern Lehrern den nöthigen Schutz und Beruhigung zu gewähren.

Wir müssen diesen Schutz für unsere protest. Mitbewohner München's, für alle Konfessionsverwandte im Vaterlande Bayern erflehen, und stellen Ew. kgl. Majestät allerunterthänigst noch vor, wie solche Auftritte geeignet sind, die ganze Nation in der öffentlichen Meinung vor der civilisirten Welt herabzuwürdigen.

Wohin bei der gegenwärtigen Aufregung der Gemüther selbst unter dem gebildeten Theil der

Katholiken eine vierte Fortsetzung dieser Kanzelreden führen wird, ist leicht vorauszusehen, und wir bitten demnach, von der Gerechtigkeitsliebe Ew. kgl. Majestät durchdrungen, unseren gerechten Beschwerden Allerhuldvollste Abhülfe zu gewähren und nicht ferner mehr zu dulden, daß eine so treu und christlich gesinnte Gemeinde, welche sich in der Liebe zu Ew. kgl. Majestät in einer langen Reihe von Jahren bewährte, durch einen fanatischen Priester auf so gemeine Weise beschimpft, und wir, sowie mit uns 1½ Millionen protest. Bürger Bayerns, die wir mit unsern katholischen Mitchristen gleiche Rechte genießen, auf die entehrendste Weise an unseren Religionssatzungen angegriffen werden.

Die Krankheit dieses Mannes haben wir bisher als ein gewöhnliches Naturereigniß ruhig ertragen; nachdem aber seine Symptome ansteckender zu werden beginnen, indem seine Fieberhitze so ausartend um sich schlägt, und er sich nicht scheut, die Kanzel und Kirche als Gemeinplatz seiner Schmähungen zu frequentiren, so sehen wir uns nothgedrungen, einen

Arzt aufzusuchen, den wir nur in der Unterstützung von Ew. kgl. Majestät zu finden hoffen dürfen.

Wir ersterben in tiefster Ehrfurcht

Ew. königl. Majestät

allerunterthänigst

treugehorsamste

(folgen die Unterschriften der Gemeindeglieder).

Dies ist das Memorandum der prot. Kirchengemeinde zu München, woraus zu ersehen ist, wie toll es jener katholische Arbeiter im Weinberge des Herrn getrieben hat. Nachträglich aber dürfen wir nicht unerwähnt lassen, wie jene fanatischen Controverspredigten des katholischen Priesters Eberhard anfingen, in succum et sanguinem des Lebens des Volkes überzugehen. Die Protestanten waren nicht mehr sicher vor Realangriffen des roheren Theils der katholischen Bevölkerung von München. In Wirthshäusern, wenn die Köpfe durch Biergenuß erhitzt waren, wurde heftig über die Wahrheit der

katholischen Kirche disputirt, und wehe dann einem Protestanten, der sich vielleicht in einem solchen Wirthshause befand! Seinem dicken Vernunftkopf, wie sich Luther ausdrückt, erging es dann ziemlich schlecht. Es gab förmliche Zusammenrottungen; man sah Sonntags Nachmittag Haufen von katholischen Leuten, meistens aus den Vorstädten, welche mit Prügeln bewaffnet waren, und gar keinen Hehl daraus machten, daß sie den Protestanten zusammenschlagen würden, dem sie begegneten, und der nur das Geringste zur Vertheidigung seiner Kirche oder zur Verunglimpfung der katholischen sagte. — Man sieht, daß die Menschheit noch keineswegs über den schauerlichsten kirchlich-christlichen Fanatismus hinaus ist, wie denn erst 65 Jahre seit der letzten Hexenverbrennung in der Schweiz vorübergegangen sind. Zittre, o Menschenfreund, vor den Worten: „Es ist herzzerreißend und schmerzlich, wie man ein so verlornes und verdammtes Geschlecht neben sich herumwandeln sehen müsse,“ denn der Henker steht daneben

und giebt ihnen gar leicht den rechten Nachdruck; es sind Worte, nicht blos von Eberhard gesprochen, sondern sie hallen heraus aus einem Abgrunde, in dem auch noch andere Secten stehen.

Gegen diese fanatischen Predigten erhoben sich aber nicht allein protestantische Stimmen, sondern auch in der katholischen Kirche gab es Viele, welche eine solche Sprache auf das Tiefste mißbilligten. Es sind dies diejenigen, welche wir späterhin mit dem Namen „humanisirte Katholiken" benennen werden. Unsrer Ueberzeugung gemäß stehen sie aber nicht mehr auf der strengen christkatholischen Linie. Unter diese Katholiken ist auch der nunmehr verstorbene Bischof zu Regensburg, Franz Xaver von Schwäbl, zu zählen, und wir können nicht umhin, sein Sendschreiben an den besagten Priester Eberhard, der um eine Predigtconcession in der Regensburger Diöcese zu Nutzen eines Frauenordens eingekommen war, mitzutheilen. Es erhellt daraus zugleich, daß seine Münchner Predigten wirklich so

fanatisch waren, als sie den Protestanten schienen. Das Sendschreiben ist folgendes:

Hochwürdiger, lieber Herr Hofprediger!

Unter dem 26sten Februar l. J. hat mein geistlicher Rath in Folge eines höchsten Rescriptes die Erklärung abgegeben, daß dem Hofprediger Eberhard auf sein gestelltes Ansuchen die Erlaubniß werde ertheilt werden, in den Kirchen diesseitigen Bisthums predigen zu dürfen. Unter dem 15ten d. M. ist mir Ihr Ansuchen um Bewilligung, in den Städten der mir anvertrauten Diözese zum Behufe einer schnellen Sammlung für das Institut der Frauen vom guten Hirten predigen zu dürfen, zugekommen.

So geneigt man auch am 26sten Februar noch war, dem gestellten Ansuchen Folge zu geben, so haben sich doch seit einiger Zeit die Verhältnisse durch Ihre in München gehaltenen Predigten gänzlich verändert, indem dadurch unter den diesseitigen

Protestanten eine große Aufregung und Feindseligkeit hervorgerufen wurde, die durch Briefe aus München tagtäglich vermehrt wird, und die nunmehr durch die dem Publikum vorliegenden gedruckten Predigten fortwährend neue Nahrung erhält. Dadurch sehen die armen in protestantischen Häusern dienenden Katholiken bitterem Spott und der Verfolgung sich ausgesetzt, worüber die Priester in peinliche Lage versetzt werden.

Die öffentliche Stimme ist von der Art, daß Ihnen Niemand gut stehen könnte, ob Sie nicht persönliche Unbilden zu befürchten hätten, falls Sie als Prediger hier auftreten würden. Diese ernsthaften Verhältnisse wohl erwägend, darf und will ich die Verantwortung der mit Grund zu fürchtenden üblen Folgen nicht auf mich nehmen und kann Ihnen daher, so gerne es außerdem geschehen wäre, die nachgesuchte Licenz, zu predigen, nicht ertheilen, um so weniger, als bereits eine Ausschreibung bezüglich der Gründung von Vereinen für den Zweck des Ordens an sämmtl. Pfarrämter der Diözese

ergangen ist, und diese Angelegenheit ohnehin von den Diözesen-Predigern den Gläubigen an das Herz gelegt wird.

Uebrigens habe ich Ihre Predigten nunmehr selbst gelesen, und ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß ich manchmal mit innigster Wehmuth dachte: wahrhaftig diese Stimme ist nicht aus Gott, sondern aus Fleisch und Blut! So spricht nicht der Geist aus der Höhe, sondern der Geist menschlicher Gereiztheit. Auf solchem Wege werden unsere verirrten Brüder nicht herein geholt, sondern zurückgestoßen; die treuen Kinder der Kirche aber fassen, an innerer Heilung leer ausgehend, neue Erbitterung. Sie haben sich weit vom Geiste Jesu entfernt, wie ihn Luc. IX, 52—56 so deutlich bezeichnet. Ihre Predigten widersprechen dem Geiste der Kirche, wie er in den Worten eines Salesius, Vincenz von Paul, Karl Baromäus, so wie in der väterlich milden Allocution unsers heil. Vaters Gregor XVI. sich ausspricht.

Ich bin zwar nicht Ihr Bischof, daß ich Ihnen

befehlen könnte; allein von einem Mitbischof der Provinz, welcher 40 Jahre lang seiner Kirche gewissenhaft dient, derselben nie etwas vergab, und für die ewige Wahrheit, so wie für den Ruhm derselben, nöthigen Falls sein Leben einzusetzen bereit ist, von Solchem guten Rath anzunehmen und zu befolgen, dürften Sie als junger Priester sich wohl veranlaßt und geneigt finden. Bitten Sie Gott um die rechte Demuth des Herzens, um nach Anleitung des Jüngers der Liebe sich ernstlich und parteilos zu prüfen, ob der Geist, der Sie treibt, wohl auch aus Gott sei!

In dieser demüthigen Selbsterkenntniß werden Sie dann gerne zurücktreten von einer Richtung, welche die echte katholische Kirchenlehre auf eine unwürdige Weise vertritt. Ja, lassen Sie ab von dem maßlosen Eifer der Donnerkinder, derer im Evangelium übel erwähnt ist. Wenden Sie dagegen Ihr reiches Talent und Ihren entschiedenen Muth der wahren, d. h. durch Glaube und Liebe geheiligten Sache der katholischen Kirche zu, und

Sie werden nicht mehr, wie jüngsthin, die Sache mehr gefährden, als ihr Nutzen bringen, sondern als ein kräftiges Rüstzeug in der Hand Gottes zur Verherrlichung seines Reiches und zum Segen unsers theuern Vaterlandes mitarbeiten.

Gott sei mit Ihnen und schicke Ihnen das Licht seiner Gnade! Mit väterlicher Gesinnung

Ihr

wohlmeinender

Franz Xaver,

Bischof von Regensburg.

So sprach ein Bischof von Schwäbl. Man darf jedoch nicht wähnen, daß solch ein milder Zuruf Anklang bei allen Katholiken gefunden hätte; vielmehr war die ultramontane Partei, in welcher Priester Eberhard ein geachtetes Mitglied war, über diesen bischöflichen Indifferentismus, wie sie sich ausdrückte, nicht wenig ungehalten. Diese Stimmung dauerte bis nach dem Tode des genannten Bischofes fort. In der Rede, welche an seinem Sarge von einem Domprobst gehalten wurde,

tadelte die ultramontane Partei selbst die vorkommenden Worte: „Nur im Frieden, nur in der Liebe ist Verständigung möglich, nur in der Verständigung Einigung, nur in der Einigung Heil.“ Diese Worte haben einem gewissen Lindenbaur, Pfarrer in Mohring bei München, sogar Veranlassung gegeben, in einem Buche zu beweisen, daß weder in religiös-kirchlicher, noch in kirchlich-wissenschaftlicher, noch in staatsrechtlicher Hinsicht eine Vereinigung mit den von der katholischen Kirche getrennten Konfessionen möglich sei. Aus diesem Allen geht hervor, daß das Benehmen Eberhard's bei der ultramontanen, damals herrschenden Partei vollkommene Billigung erhielt. Vielleicht hatten sie auch Recht auf dem streng-katholischen Boden. Wenn der Bischof von Schwäbl in seinem Sendschreiben an Eberhard die Stelle Luc. IX., 52 — 56 als Grund der Liebe citirt, dieweil dieselbe lautet: „Da Jacobus und Johannes das sahen, sprachen sie: Herr, willst du, so wollen wir sagen, daß Feuer vom Himmel falle,

und verzehre sie, wie Elias that? Jesus aber sprach: Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, der Menschen Seelen zu verderben, sondern zu erhalten," — — so hat die ultramontane Partei wahrscheinlich die andern Worte Christi Matth. X. 34 — 36 für sich citirt, die da heißen: „Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen sei, Frieden zu senden auf Erden. Ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert. Denn ich bin gekommen, den Menschen zu erregen wider seinen Vater, und die Tochter wider ihre Mutter, und die Schnur wider ihre Schwieger," — so hat sie ferner die Stelle Luc. XII, 49 beherzigt: „Ich bin gekommen: daß ich ein Feuer anzünde auf Erden; was wollt' ich lieber, denn es brennete schon."

Wer ist der Körper, wer das Kleid? Was ist Ultramontanismus, was ist Katholicismus, was Jesuitismus? möchten wir hier wieder ausrufen.

Denke selbst, o Mensch, denn auch Christus erscheint hier in Doppelgestalt. Was kann aber auch die Welt dafür, daß die Bibel zwei Sprachen spricht.

Das so eben Mitgetheilte kann einen Geschmack davon geben, wie das Wort Christi von seinen Nachfolgern in Bayern erfüllt wurde: „Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben.“ Wahrlich den Protestanten mußten sie etwas sauer dünken. Ich könnte noch manches Absonderliche, z. B. die Kniebeugungsfrage, hier erörtern, aber es wird das wenige hier Angeführte genugsam beweisen, daß die Protestanten etwas übel daran waren. Zwar hat der Protestantismus durch den westphälischen Frieden, durch den XVI. Artikel der deutschen Bundesacte und durch die Concordate gleiche Berechtigung erlangt, aber man vergesse nicht, daß die römische Curie diese Gleichstellung mit der katholischen Kirche nicht anerkannt und stets dagegen remonstrirt hat, und, wie ich glaube, nach strengkatholischen Principien auch remonstriren mußte. In Beziehung auf die Gleichstellung der Protestanten

mit den Katholiken in Bayern, welche im Religionsedict der bayerischen Verfassung oder Constitution ausgesprochen und im Concordate zwischen Bayern und Rom niedergelegt ist, erwähnen wir hier nur, daß diese gleiche Berechtigung vom päbstlichen Nuntius 1819 beanstandet und negirt wurde. Der römische Stuhl beschwert sich*) unter Anderem mit folgenden Worten: „Weit entfernt, daß die neue bayerische Verfassung der katholischen K rche irgend einen Vorzug verleiht, obwohl dieselbe die Religion des Königs und der Mehrzahl seiner Unterthanen ist, setzt sie dieselbe vollkommen auf dieselbe Linie mit der lutherischen und calvinistischen Confession.“ Und nun ferner die merkwürdigen Worte: „Ein ganz klarer Beweis vom religiösen Indifferentismus findet sich in einer anderen Ver-

*) S. die Schrift „Concordat und Constitutionseid.“ S. 142 f.

ordnung des Edictes, in welcher gesagt ist, daß die in dem Staate befindlichen Religionsgesellschaften sich eine gegenseitige gleiche Achtung schuldig sind. Hier spricht es nicht von den Gliedern dieser Genossenschaft, sonderen von den letzteren selbst, was so viel ist, als von den Grundsätzen, zu welchen sie sich bekennen. Die Achtung, welche man der Wahrheit allein schuldig ist, wird somit von dem Gesetze ebenso der katholischen Religion vorgeschrieben, welche die einzige wahre ist, als der Secte Luther's und Kalvin's. Da nun das Gesetz eine die Handlungen der Unterthanen dirigirende That des Fürsten ist, so befiehlt man mit einer solchen Verfügung, daß ein Mitglied einer religiösen Genossenschaft seine ebenso achte, wie die ihr entgegengesetzte, woraus folgt, daß ein Katholik gleich sehr die Lehre seiner

Kirche achten muß, wie die Ansichten Luther's oder Calvin's. Vorzuschreiben, daß die religiösen Genossenschaften sich eine wechselseitige gleiche Achtung schuldig sind, ist ebensoviel, als zu erklären, daß die katholische Kirche und die eben genannten Secten gleich wahr sind; ist ebensoviel, als gleiche Ehrfurcht der Wahrheit zuzuerkennen und dem Irrthume, als zu meinen, daß die von Jesus Christus begründete Religion gleich sehr zum ewigen Leben führe, wie die von Calvin und Luther erfundenen Confessionen; ist endlich ebenso viel, als den religiösen Irrthum sanctioniren. Das ist der wahre Sinn der Verfügungen der bayerischen Gesetzgebung in Religionssachen; das ist das Urtheil, welches aus ihrer Natur hervorgeht."

Ich kenne den Griffel der römischen Curie, hat Paul Sarpi gesagt. Durch diese Collusionen

wird offenbar der XVI. Artikel der deutschen Bundesacte, welcher politische und bürgerliche Gleichstellung der verschiedenen Religionsparteien jedem deutschen Staate zum Grundgesetz macht und somit Vorrechte der katholischen Kirche ausschließt, als unchristlich hingestellt, und die bayerische Regierung sub rosa zur Ueberschreitung jenes Bundesartikels, und somit zur Verletzung des Bundesvertrages beredet, gereizt und verleitet.

Nun erscheint erst die Lehre des entlassenen Professors von Moy, die er in seinem Staatsrecht verkündigt, und welcher ich im 17ten Kapitel Erwähnung gethan, in ihrem rechten Lichte. Wie wenn der verstorbene König Maximilian von Bayern seine Rechte nur als Pflichten gegen die römische Curie erkannt hätte, was wäre aus den bayerischen Protestanten geworden? Was aus Bayern selbst gegenüber den übrigen Bundesstaaten? Nichts Anderes, als ein Theil des katholischen Deutschlands, für welches die historisch-politischen Blätter von Phillips und Görres schreiben, ein Theil des

römischen Priesterstaates, ein tibetanisches Vasallenthum. Da sieht man erst, was es heiße, daß der Minister von Abel diese Moy'schen Grundsätze in der Behandlung der Protestanten adoptirt hat.

Noch einmal muß ich zu der Frage zurückkehren: Was ist Katholicismus, was ist Ultramontanismus? Werden in der Regirung der Gleichstellung der Protestanten mit den Katholiken katholische oder ultramontane Grundsätze gepredigt? Offenbar fallen sie hier wieder in eins zusammen. Die katholische Kirche hält das Dogma fest: Extra ecclesiam nulla salus. Aus diesem Dogma fließt das ultramontane Verlangen der Bevorrechtung der Katholiken, und somit hat Katholicismus und Ultramontanismus nur Eine Basis.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die Haltung des Protestantismus bei den jüngsten Ereignissen.

Aus dieser kurzen Darstellung kann die Lage der Protestanten in Bayern ermessen und begriffen werden, welche freudige Sensation der Sturz des Abel'schen Ministeriums, welches, wie oben erwähnt, dem Katholicismus oder Ultramontanismus das Prioritätsrecht zuerkannte, unter ihnen gemacht hat. Als die Tagesereignisse einen ernsteren Charakter noch nicht angenommen hatten, war ihre

Haltung mehr indifferent. Sobald aber auffallendere Zeichen am Himmel geschahen, wurden sie aufmerksam auf diese Zeichen der Zeit. Je kecker die Schritte der ultramontanen Partei wurden, je mehr Angriffe auf Lola erfolgten, je heftiger sich der Ultramontanismus auf der Kampfarena geberdete, desto schweigsamer und ruhiger gerirte sich der Protestantismus. Es ertönte kein Wörtchen des Unmuthes von der Kanzel, wie es im katholischen Beichtstuhl der Fall war; kein Consistorialrath schlich sich zum Könige und behelligte ihn mit Klagen über böses Beispiel, wie der Erzbischof von München-Freising that; man weiß auch nicht, daß ein Einziger Thränen vergossen, wie der Bischof von Augsburg, Dr. Richarz; kein mißbilligendes Schreiben erfolgte, ähnlich dem des Fürstbischofs von Breslau; kein protestantischer Professor schloß sich der Abel'schen Adresse an; in der Staatsrathssitzung vom 8ten Februar soll der Protestant von Maurer vielmehr für die Indigenatsverleihung an Lola gewesen sein, wenn auch von Abel im Memorandum hervorgehoben

wird, daß er diese Sache eine Calamität genannt habe. Wer konnte auch damals noch wissen, daß diese Calamität eine Calamität für die ultramontane Partei werden würde. Aber man denke an die famosen Orakelsprüche der Alten, z. B. Croesus Halym penetrans, magnam disperdet opum vim, oder Aio te, Aecida, Romanos vincere posse, oder Ibis redibis nunquam per bella peribis.

Ein ganz anderes Schauspiel aber stellte sich dem Auge dar, als die ministerielle Krisis, die Veränderung des Kabinets, die Entlassung der Professoren, mit einem Wort die Niederlage der ultramontanen Partei zur Offenbarkeit kam. Da war kein Zweifel mehr, auf welche Seite man sich stellen mußte, und der Protestantismus entwickelte eine Taktik, die er dem altbösen Feinde, wie ihn Luther nennt, abgelernt hatte. Hic Rhodus, hic salta — wer kann ihm das verdenken? Daß der Consistorialpräsident von Roth, man sagt ein guter Freund Abel's, sich in das Vordertreffen für den

Protestantismus gestellt, ist nicht bekannt. Aber wirklich soll von Niethammer seinen Speer geschwungen haben. Zu ihm oder zu seinem Sohne — die Variante hat hier nichts auf sich — hat der König gesagt: „Mit der Jesuitenherrschaft ist's aus!“ — Als vorzüglicher protestantischer Agitator wird auch der dermalige Rector der Universität und Obermedicinalrath, Professor Weißbrod, genannt. Wenigstens behaupten die Ultramontanen, er habe bei Gelegenheit der Entlassung der Professoren eine sehr feindselige Rolle gespielt.

Der Protestantismus hat durch die neuesten Ereignisse, das läßt sich nicht leugnen, bedeutend Feld gewonnen, und es möchte von dieser Zeit an eine neue Periode für ihn erscheinen. Des Königs Herz und Wille ist frei geworden von jener finstern Partei, welche unter dem Scheine der Loyalität und Religion ihre egoistischen Pläne verfolgte und eine nicht geringe Anzahl von gewiß biederen Bürgern und treu ergebenen Landeskindern auf mancherlei Weise drängte und drückte. Der König scheint

sich im Ernste entschlossen zu haben, eine durchgreifende Reform in dem Lande vorzunehmen, und Licht und Aufklärung als leitende Ideen voranzustellen. Es scheint, er lebe dem erhabenen Ziele wahrer Humanität, fern von jener pfäffischen Barbarei, welche den Frieden stört und in Staat, Familie, Individuum eine Zwietracht säet, die lange genug schon gewüthet und die Menschen unglücklich gemacht hat.

Es fragt sich aber, welche Richtung der Protestantismus in Bayern zur herrschenden zu machen gedenken werde, und ob er fähig sei, der Zeit und ihren Anforderungen zu genügen, ob ihm Licht, Aufklärung, Humanität am Herzen liege. Leider muß sich hier das Auge des Intelligenten und wahren Menschenfreundes mit Betrübniß von ihm abwenden. Leider ist in Bayern eine Partei die herrschende, welche um nicht viel besser, als die gestürzte ist. Würde diese das Feld behalten, dann umgäbe Bayern nur eine andere Nacht, dann dränge nur durch kleine Ritzen das Licht des Tages ein,

die Aufklärung verschwände hinter der Nebelkappe, die Humanität läge nicht minder in Ketten und Banden. Mit Luther's Dogmatik und Ethik wird die Welt nicht glücklicher, als sie es mit der katholischen ist. Und ob das Tridentiner Concil den Geist und Verstand des Menschen zum Sclaven macht, oder ob der todte Buchstabe der symbolischen Bücher, kommt auf Eines heraus; ob Luther und Calvin, oder die Päbste in Rom die geistlichen Fürsten sind, ändert in der Sache nichts. Jener hohläugige Pietismus, jener blindgläubige Orthodoxismus, jener naturfeindliche Mysticismus erstrebt ja auch nichts Anderes, als die Menschheit in die alte Nacht zu stürzen. Jene Blut- und Wundentheologie, jene pietistische Ascetik, welche alles Natürliche unter die Füße tritt und unter Bann und Fluch setzt, läßt ebensowenig den Menschen zur wahren Entfaltung kommen und macht aus dem herrlichen Garten Gottes nur eine gräuliche Wüste. Dieser Pietismus ist nichts Anderes, als Ultramontanismus und Jesuitismus. Würde er die Gewalt

haben, und die Zeit es leiden, so sähen wir auch noch Scheiterhaufen und Inquisitionstribunale, die er errichtete. Gott bewahre uns vor der Herrschaft solcher Protestanten! Wenn sie schon in den Zeiten geringerer Macht genug der Bosheit, Verketzerungs- und Verfolgungssucht gezeigt haben, wie würde es erst dann werden, wenn sie am Ruder säßen und ihrem Willen Kraft und Nachdruck verleihen könnten. Da wäre fast die erste Hölle vorzuziehen.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Volksstimmen über den Minister von Abel, und sein letztes Verhältniß zum Könige.

Wenn wir oben gesagt, der Minister Abel habe keine Sympathien im Lande hinterlassen, so müssen wir diesem Gegenstande noch einige Aufmerksamkeit schenken. Ueber Abel ist, die ultramontane Partei ausgenommen, fast nur eine Stimme. Wird auch sein Talent und seine Entschlossenheit und Entschiedenheit des Characters überall aner=

kannt, so treten diese Vorzüge doch in den Hintergrund durch die vielen Schattenseiten, welche an ihm haften. Treffliches, was ihm Bayern ewig danken müßte, hätte er leisten können, wäre er nicht mit einer Partei in Verbindung getreten, welcher keineswegs das Wohl des Landes am Herzen lag.

Vorgeworfen wird Abel zuvörderst, daß er aus einem constitutionellen Staate eine absolute Monarchie zu machen sich bestrebt habe; das Recht der absoluten Willensmeinung sei stets indirect in seinem Munde gewesen, und er habe behauptet, es gebe kein Recht, das sich der Gnade des Fürsten gegenüber stellen könne. Sei dem Könige ein Bedenken gekommen hinsichtlich der Gesetzmäßigkeit der angerathenen Maßregeln, so habe er sein Gewissen beruhigt, seine Zweifel niedergeschlagen.

Es wird ihm vorgeworfen, er habe die Macht der Kammern gebrochen, sie und die öffentliche Meinung mißachtet, er habe die talentvollsten und das Vaterland wahrhaft liebenden Vertreter des Volkes

dadurch eingeschüchtert, daß er sie revolutionären Ansichten bezüchtigt und so durch sophistische Conclusionen den wohlgemeinten Vorschlägen staatsgefährliche Absichten untergelegt habe. Die Constitution habe er durch hinterlistige Interpretation untergraben und auf ein Nichts zurückgebracht. Er habe die Presse fast gänzlich unterdrückt und Censur und Beschlagnahme auf das Aeußerste getrieben.

Es wird ihm vorgeworfen, er habe dem Könige Mißtrauen in sein Volk eingeflößt, unter diesem Deckmantel besonders den Protestantismus gedrückt, und so die bürgerliche Gleichstellung der verschiedenen Religionsparteien gekränkt und verletzt. Es wird ihm vorgeworfeu, er sei der Beschützer und Förderer der ultramontanen Partei gewesen; er habe unter dem Scheine der Loyalität ihre Herrschaft begründet, ihre Interessen, wie Klöster, Orden u. s. w. gefördert und somit den Staat zum gehorsamen Diener der Kirche herabgewürdigt.

Nur zu begründet sind diese Urtheile, welche sich das Volk gebildet hat. Allerdings hat Bayern

ihm den Verlust seines Ranges in Deutschland zu verdanken. Den constitutionellen Fortschritten hat er nicht aufrichtig gehuldigt und durch sein System der Reaction das Land in einem geistigen Schlummer versenkt. Er war der Meinung, es sei besser, daß das Volk bete, als daß es denke. Durch seine Vermittlung schlich sich die ultramontane Partei bis zu den Stufen des Thrones, um sich unter dem Scheine der Anhänglichkeit an das Königthum zur Herrscherin zu machen. In allen Angelegenheiten des Staates wurde ihr Einfluß sichtbar, sie trat mit Ansprüchen hervor, die in andern Ländern kaum gewagt worden wären.

Dem Könige scheinen jedoch nicht erst in der jüngsten Zeit und seit den letzten Ereignissen die Augen aufgegangen zu sein über die wahren Absichten derjenigen, die ihn zunächst umgaben. Er scheint schon früher durch die Larve hindurchgeblickt und erkannt zu haben, daß sie nicht sein Interesse, sondern das ihrige verträten, daß er nur das Mittel sei, wodurch sie ihre Pläne vollführten. Lange

zwar konnte man diesen Abgrund verdecken und mit Blumen überkleiden, aber endlich mußte dieses Gaukelspiel endigen.

Sobald die ultramontane Partei eine Veränderung in der Gesinnung des Königs entdeckt hatte, mußte sie sich es angelegen sein lassen, Gegenmittel aufzufinden. Wie man sich nun allzufest begründet glaubte, so hielt man den Weg des Widerstandes für den zweckdienlichsten. Gerade aber dieser führte zu ihrem Falle, denn der König hatte wohl ihrer scheinbaren Sanftmuth nachgegeben, aber sein Character wies einen Zwang zurück.

Er war entschlossen, eine Last abzuwerfen, die ihm sauer genug geworden war. Der Credit Abel's und der ultramontanen Partei mußte gänzlich sinken, als man das Seil zu straff angezogen hatte. Die letzten Ereignisse gaben den Ausschlag und beendigten die Niederlage einer Partei, für welche ebensowenig, als für Abel, die öffentliche Stimme ein Wort der Theilnahme hat.

Herr von Abel wurde unterm 28sten Februar

nach Reg. Bl. No. 11 zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister an dem belgischen und niederländischen Hofe ernannt. Da jedoch die Bekleidung dieses Postens auf Schwierigkeiten stieß, so ist ihm eine andere Bestimmung geworden, die Gesandtschaft am sardinischen Hofe. Besonderes Vermögen, außer dem Gute Stannesried, welches der König ihm schon früher zum Geschenk gemacht, soll Herr von Abel nicht besitzen, doch sagt man, es habe ihm bei seiner Verwendung in Griechenland der König durch Handbillet jährliche und lebenslängliche 6000 fl. zugesichert, im Falle er einmal in Pensionszustand übergehen würde.

Der frühere Finanzminister Graf von Seinsheim wurde in seiner Eigenschaft als Staatsrath im ordentlichen Dienste belassen. Der frühere Justizminister Freiherr von Schrenk erhielt das Regierungspräsidium von Oberpfalz und Regensburg, ist aber nach den neuesten officiellen Nachrichten bereits in den Pensionsstand übergegangen.

Der Minister des Auswärtigen, Graf von Bray, der, wie oben bemerkt, während der Entwicklung der Indigenatsangelegenheit, Urlaub erhalten hatte, und bekanntlich dem Memorandum und Entlassungsgesuch nicht beigetreten war, ist mit seinem früheren Gesandtschaftsposten in St. Petersburg wieder bekleidet worden. Während seines Urlaubs befand er sich, ein geborner Italiener, zu Neapel, woselbst er bedeutende Güter besitzt. Früher war er Gesandter am griechischen Hofe.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Ein Blick auf das neue Ministerium und die Wünsche des Volkes.

Wichtig ist die Mission, welche die Zeit dem neuen Ministerium übertragen hat. Nachdem der König selbst einen andern Weg, als den bisher verfolgten, eingeschlagen, nachdem Reformen im Werke sind, welche von dem Throne selbst ihren Ursprung nahmen, sieht ganz Bayern mit Erwartung auf die Männer, welchen das Vertrauen des Königs die oberste Fürsorge und Leitung der Angelegenheiten

des Staates übergeben hat. Ihre dermalige Stellung ist nicht leicht, denn wenn mehrere Jahre hindurch nach einem andern Systeme das Schiff des Staates gelenkt wurde, haben sich manche Ansichten in der Praxis festgestellt, welche der neuen Ordnung der Dinge widerstreben. Zudem ist die Partei, welche das Feld räumen mußte, doch noch vorhanden, und wird Mühe und Kräfte nicht sparen, um ihre Interessen so viel als möglich nicht sinken zu lassen. Es ist eine alte Erfahrung, daß der Jesuitismus, auch wenn er für den Augenblick geschlagen wurde, sich doch bald wieder erhob, und selbst aus seinem Falle Nutzen zog.

Die neuen Minister sind folgende: das Ministerium des Innern wurde dem bisherigen Präsidenten der Regierung von Niederbayern, von Zenetti, übertragen; das der Finanzen, sowie der Kirchen- und Schulangelegenheiten dem bisherigen Präsidenten der Regierung von Oberpfalz und Regensburg, von Zu-Rhein; das der Justiz dem Staatsrathe von Maurer; das des Krieges dem bisherigen

Generalmajor und Brigadier von Hohenhausen.

Gegen die Genannten ist die Meinung des Volkes nicht; die fernere Entwickelung der Ereignisse wird zeigen, ob sie den Anforderungen der Zeit gewachsen seien, und ob sie über die Klippen hinwegkommen werden, an welche die Krisis führen muß. Bei der Aufwartung, welche eine Korporation dem Minister des Innern von Zenetti machte, hat derselbe geäußert: „Glauben Sie nicht, meine Herren, daß das Staatsschiff nun nach einem anderen Systeme geleitet werde; nur der überflüssige Ballast wird hinausgeworfen werden.“ Wäre dieses Wort mehr, als Façon de parler, einer aufwartenden Korporation gegenüber, wäre es stricte gemeint, so müßte man freilich darüber den Kopf schütteln. Wenn es Thatsache ist, daß der König gesagt hat: „Mit der Jesuitenherrschaft ist's aus,“ so paßte doch offenbar das Wort des Ministers von Zenetti nicht. Es bliebe uns blos übrig, anzunehmen, besagter Minister habe sich nicht concis ausgedrückt und vielleicht Ballast

mit Steuerruder verwechselt. War's so gemeint, so kann dieser Satz wohl passiren. Uebrigens darf nie vergessen werden, daß die ultramontane Partei nicht blos Ballast, sondern auch Steuerruder gewesen sei; überflüssiger Ballast wäre sie insofern gewesen, als sie des Schiffes Bewegung hemmte. Für eine Reise nach dem Lande des Lichts und der Humanität war dies der Fall, aber nicht absolut. Das Schiff hatte vielmehr eine rasche Bewegung, sein Steuerruder aber lenkte auf Rom zu. Es wäre traurig, würde das Staatsschiff nicht nach einem anderen Systeme geführt, als bisher geschah, da müßte man aus all dem Bisherigen blos das Sprichwort ziehen: Viel Geschrei und wenig Wolle. Die Ultramontanen nennen Herrn von Zenetti einen guten Mann: möchte dieses Lob ihm nur deshalb zu Theil werden, daß er gegen die Entlassenen mit Theilnahme verfuhr. Würde er es jedoch um der Sache, nicht blos um der Person willen verdienen, dann wäre es schlimm.

Das bayrische Volk wünscht vor allen Dingen

jeden feindseligen Einfluß entfernt, welcher den König ihm entfremdet und Mißtrauen in's Herz legt. Es will jene Abel'sche Maxime ausgeschlossen haben, wonach in hinterlistiger Weise jeder constitutionelle Fortschritt als revolutionäres Streben verdächtigt wurde.

Das bayerische Volk wünscht größere Freiheit in Wort und Schrift, als Grundlage der Fortentwickelung zur Intelligenz, Humanität und gesetzlicher Freiheit. Es wünscht Censur und Beschlagnahme auf andere Weise regulirt, als bisher geschehen.

Das bayerische Volk wünscht aufrichtige Wahrung der Constitution und Achtung der Vertreter, welche das Wohl des Vaterlandes gemeinsam berathen. Nicht die Rechte des Königs wünscht es verletzt, es will nicht habgierig ein Stück der königlichen Prärogative um das andere an sich reißen, aber es wünscht strenge Beobachtung der Grenze constitutioneller Freiheit, wie sie ihm durch die heiligsten Verträge zugesichert ist.

Das bayerische Volk wünscht endlich die gänzliche Ausschließung einer Pfaffenherrschaft, sie möge sich als ultramontane in der katholischen Kirche, oder als pietistische in der protestantischen hervordrängen. Es wünscht demnach die freie Bewegung des Staates nicht beengt und gehemmt durch die finsteren Principien einer Welt- und Gottesanschauung, welche nun und nimmermehr so in der Menschheit wieder zum Leben gebracht werden kann, wie sie es gewesen ist zu den Zeiten der Interdicte, der Inquisitionen, der Scheiterhaufen, der Hexenprocesse. Diese Aera ist aus dem Leben des Volkes entschwunden, darin aber offenbart sich der wahre Fortschritt des Volkes zur Mündigkeit. Fort also mit all den katholischen und protestantischen Jesuiten, diesen glaubensreichen und liebearmen Peinigern der Menschheit, diesen unverbesserlichen Feinden der Selbständigkeit des Staates, den sie gebunden führen möchten an dem Triumphwagen der Kirche, — alles ad majorem Dei gloriam, eigentlich aber zum Kitzel der eigenen Herrschsucht oder — man

könnte es noch anders und wahrer nennen — der Teufelslust, die Menschen zu knechten und zu peinigen. Ist dieses Volk nicht mehr das Steuerruder des Staates, dann ist schon viel, viel gewonnen, denn mit dem Ballast, dem todten Aggregat, kann man bald fertig werden.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Die Klagen der gestürzten Partei.

Haben wir bisher den Ultramontanismus von verschiedenen Seiten und in mannigfaltigen Lagen kennen gelernt, ihn während seiner Herrschaft, seiner Decadence und Niederlage beobachtet, haben wir gesehen, wie er sich bei den jüngsten Ereignissen gerirte, welche Wege er verfolgt, welche Schritte er gethan, so müssen wir ihm noch einige Aufmerksamkeit schenken in seiner jetzigen Lage und Stellung, in welche er, vertrieben aus seiner Hauptposition, gerathen ist.

Man darf nicht glauben, daß seine Haltung eine demüthige sei, wie vielleicht desjenigen, der schuldbewußt ist. Von solch einer Haltung ist die ultramontane Partei weit entfernt. Vielmehr gerirt sie sich als die tiefgekränkte, mit Unrecht verfolgte. Sie hat eine Unzahl von Klagen in Bereitschaft womit sie den Gegner zu entblößen, sich aber rein zu waschen sucht.

Vor allen Dingen wird dem Minister Abel die constitutionelle Märtyrerkrone auf's Haupt gesetzt. Nach ihrer Ansicht war er das Opfer verfassungswidriger Willkühr, er war populär, wahrte die Heiligkeit der Gesetze und wollte seine Gewissenhaftigkeit um Ehre und Ansehen nicht hingeben. Seine letzten Schritte waren die, seinem vor dem Abgrund stehenden Monarchen auf die drohende Gefahr anfmerksam zu machen und ihn, womöglich, durch schmerzerfüllte Bitten vom Unglückswege abzuwenden. Es geht dies Alles auf die Indigenatssache und das Memorandum hinaus, deren wahres Wesen und Sachlage wir schon oben dargestellt ha-

ben. Demgemäß können wir alle diese Schritte nur für Schritte eines Verzweifelnden halten, der zum Letzten greift, was ihm noch übrig bleibt. Ein Brutus und ein Cäsar können neben einander nicht weilen. Abel hätte sich, nachdem Reaction gegen den Ultramontanismus eingetreten, nicht mehr halten können; darum dünkte ihm ein Rückzug besser, als eine Niederlage. Nicht aber der wohlmeinende Schmerz sprach aus seinen letzten Worten, sondern der dürftig verhüllte Grimm eines Ultramontanen.

So sind auch die übrigen Entlassenen, besonders die Professoren, Märtyrer. Es ist eine Verfolgung, die über edle Männer, sorgsame Pfleger der Wissenschaft, verhängt ist, über Männer, denen Religion und Kirche am Herzen lag. Daß aber jene Professoren bei ihren ultramontanen Grundsätzen die Selbständigkeit des Staates negiren, wird weislich verschwiegen. Die staatsgefährlichen, die constitutionelle Gleichstellung der verschiedenen Religionsparteien verletzenden Lehren von Moy's haben wir schon oben zur Kunde gebracht.

Den größten Grimm offenbart die gestürzte ultramontane Partei durch die Anklage, daß der König das Land protestantisiren wolle. So setzt sie sich denn auf ganz gleiche Linie mit der katholischen Kirche, welche hinwiederum von der ultramontanen Partei sagt: Ich finde keine Schuld an ihr. Was brauchen wir hier ein weiter Zeugniß, daß Ultramontanismus und Katholicismus im Grunde Eins sei. Die ultramontane Partei erklärt des Königs Schritte, von Pfaffeneinfluß emancipirt zu werden, für Schritte, im Sinne des Protestantismus gethan. Der König ist gewiß davon entfernt, einen confessionellen Kampf zu Gunsten des Protestantismus zu führen; frei machen will er nur den Staat von den kirchlichen Machinationen, welche den Frieden und das Glück seiner Unterthanen unablässig stören. Er will nicht das Mittel und Werkzeug sein, wodurch man unter dem Scheine der Anhänglichkeit an das Königthum seine egoistischen Plane in's Werk setzt. Aber gerade in der Anklage, der König wolle protestantisiren, glaubt die ultramontane Partei Po-

pularität bei den Katholiken zu erringen. Es ist dadurch ein weites Feld geöffnet, alle Reformen zu verdächtigen und dem Consens des katholischen Theils zu entrücken. Das ist die alte, durchgeübte jesuitische Taktik.

So will die ultramontane Partei eigene Fehler, eigene Uebergriffe durchaus nicht zugeben, sondern sie schreibt alle Wirren der jüngsten Zeit protestantischen Machinationen und Agitationen zu. Sie sagen, der Protestantismus sei immer auf der Lauer und denke stets auf eine Gelegenheit, dem Katholicismus einen Streich beizubringen. Dieses Mal hätten ihn die Umstände begünstigt. „Aber," setzen sie dann mit verächtlichen und hohnlächelnden Worten hinzu: „wem verdanken sie auch den augenblicklichen Vortheil und Sieg? Sie verdanken ihn Lola" — natürlich einer, wie das Memorandum sich ausdrückt, in Aller Augen gebrandmarkten Person. Sie wollen damit sagen, ihr Sieg sei schimpflich, sei ein Werk des Fleisches, das da kämpfte wider den Geist, und werde deshalb

weder Glück noch Segen ihnen bringen. Lassen wir das! Wäre Lola eine Jesuitin gewesen, so wäre der Schatz des Verdienstes Christi ihr offen gestanden; hätte sie sich zu jesuitischen Zwecken gebrauchen lassen, so hätte kein Priester ihr die Absolution verweigert. Schlecht würde Lola in keinem Falle gefahren sein, würde sie sich dazu haben entschließen können, aber sie mochte eben nicht, und ist von diesem Egoismus somit rein. Was aber den Protestantismus betrifft, so hat keineswegs er jene Katastrophe herbeigeführt, sondern der Ultramontanismus hat sich selbst gestürzt. Er hat zu viel gewagt, weil er unerschütterlich fest zu stehen wähnte; das Seil ist gerissen, weil er es zu straff angezogen.

Am amüsantesten gerirt sich die ultramontane Partei, wenn sie die Feindschaft gegen ihr Princip mit der Revolution in Verbindung zu bringen sucht. Sie erklärt jede Gegenbewegung als hervorgegangen aus dem Hasse gegen das Königthum. Da umhüllt sie denn ihr Haupt mit dem Nimbus der Anhänglichkeit an Thron und Herrscherhaus. Der-

selbe Theatercoup wird schon im Memorandum aufgeführt, wie denn dieses Actenstück ein wahres Spiegelbild jener Taktik ist, die schon seit 2000 Jahren geübt worden. Die ultramontane Partei stellt sich dann als die Hauptbasis der Sicherheit des Königthums dar, und will die Leute glauben machen, werde sie untergraben, so müsse dieses zusammenstürzen. Der Kampf gegen den Ultramontanismus wäre adäquat dem Kampfe der schweizerischen Freischaaren. Jeden Augenblick haben sie den Zug nach Luzern im Munde, und stellen gar nichts weniger als einen solchen gegen das Königthum in Aussicht, denn um keinen Preis würden sie die Ideenassociation aufgeben: Kampf gegen Pfaffenthum, habe Kampf gegen Königthum zur Folge, Krieg gegen die Kirche sei Krieg gegen den Staat, Revolution.

Wir werden diesem Gegenstande noch ein ganz besonderes Kapitel zuwenden. Hier genüge nur die Bemerkung, das die ultramontane Partei in den jüngsten Ereignissen an das Volk, wenn auch in=

direct appellirt habe; ihr Haupt sollte der Nimbus der Popularität, der Constitution, der Volksmeinung, der Volksrechte umschlingen. Des 1. Märzes tumultarische Auftritte nahmen ihren Ursprung von Demonstrationen der ultramontanen Partei. Daß sie aber keineswegs eine Sicherheitsbasis für das Königthum sein könne, wird aus unsrer spätern Betrachtung hervorgehen; nachweisen läßt sich allerwärts in der Geschichte, daß sie in Zeiten des Kampfes zwischen Kirche und Staat staatsgefährlich gewesen sei und das Königthum bedroht habe. Das Ganze läuft auf den Satz hinaus: Sei mein Knecht, so schütz ich dich!

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Der katholische Jesuitismus.

Wir sind nun mit der Darstellung der Tagesereignisse zum Schlusse gekommen und harren auf die weitere Entwicklung der Reformen, welche begonnen haben. Doch können wir von dem Leser ohne einen Episod nicht scheiden, welcher vielleicht geeignet ist den Blick von einer beschränkteren Sphäre auf etwas Universelleres hinzuwenden, was wesentlichen Aufschluß über die Basis aller dieser Ereignisse und ihre verborgenen Ursachen geben möchte.

Das, was durch Lola in Bayern sich vermittelte, ist für dasselbe höchst wichtig, und nimmt nicht minder die Beachtung des Auslandes in Anspruch. Durch alle jene Begebenheiten ziehet sich ein Faden hindurch, der erst bei genauerer Betrachtung sich dem Auge entdeckt. Die Partei, welche eine Niederlage erlitten hat, ist keine andere als die jesuitische; sie hat dieselbe erlitten durch Mangel an Mäßigung. Ihr Groll konnte es nicht länger mehr ansehen, wie eine schöne Dame den König — daß man es offen sage — von den jesuitischen Fesseln zu befreien anfing. Ich will nicht sagen, er habe den Ansatz gemacht, ein Julianus Apostata zu werden, aber aus vielen Indicien geht hervor, daß es ihm zur inneren Ueberzeugung geworden sei, die Menschheit werde durch jesuitische Weltanschauung unaussprechlich unglücklich. Der Jesuitismus geht sonst immer einen leisen Schritt, dieses Mal aber ist er etwas derber aufgetreten, und ist gepackt worden. Er spielte den Rigoristen, denn den Antijesuitismus, die wahre Todsünde,

wofür es keine Absolution giebt, den entschiedenen Widerstand, sich als Organon, Maschine der Jesuitenpartei gebrauchen zu lassen, konnte er nicht verschmerzen. Insofern bedarf aber auch weder Lola, noch der König einer Apologie von unserer Seite.

Wo sind denn nun aber die Jesuiten? wird gar häufig gefragt, und diese Frage hörte man vor kurzer Zeit auch in Frankreich, worin eine weite Verzweigung dieses Ordens mit bedeutenden Geldmitteln sich kund gab. Es ist dies eine sonderbare Frage, womit man Jemanden necken, ihn der Jesuitenriecherei beschuldigen will. Die Jesuiten sind überall und nirgends.

Ohne in die Geschichte genauer einzugehen, bemerken wir nur Folgendes. Der Jesuitismus hat welthistorische Bedeutung durch seine Tendenz, die Hierarchie gegen ihre Feinde zu vertheidigen; er marquirt sich durch seine völlige Hingabe an die Sache des Pabstthumes, das er zum Herrscher über Alles zu machen sich bestrebt. Der Mittel, welcher er sich dabei bedient, sind unendlich viel,

er sucht es aber hauptsächlich in's Werk zu setzen durch Erziehung der Jugend, Einwirkung auf das Volk, Bevormundung der Fürsten. Seine Ordenseinrichtung könnte man selbst eine genau gegliederte Hierarchie nennen, welche durch mehrere Grade hindurch bis zum Ordensgeneral in Rom steigt. Unbedingter Gehorsam ist ein Hauptrequisit, und in dieser militärischen Maßregel liegt eine Kraft, ein Hebel, durch welchen keine Last zu schwer wird. Jeder ist je nach seinen Fähigkeiten verwendet. Der Eine lebt der klösterlichen Frömmigkeit, der Andere der Wissenschaft, der Dritte ist Hofmann, der Vierte ist Missionär, aber nicht blos unter wilden Völkern, sondern viel lieber unter civilisirten. Es ist mit einem Wort ein Mönchthum, welches unmittelbar im weltlichen Leben den Schauplatz seines geistlichen Wirkens aufgeschlagen hat.

Nicht blos die Klage eines Einzelnen ist es, sondern die Klage aller Freunde von Intelligenz und Humanität, aus allen Staaten und Ländern, daß der Jesuitismus wieder aus seiner Dunkelheit

hervorkommt und sein Haupt erhebt, daß er in Individuen, in Familien, in Gesellschaften, in Staaten seinen Einfluß wieder geltend zu machen und zu jener Allmacht zu erheben sucht, welche er fast zwei Jahrhunderte lang auf der Erde behauptete. Von Pabst Clemens XIV. durch das Breve „Dominus ac Redemptos noster“ im Jahre 1773 aufgehoben, starb dieser Orden nicht aus, und harrete auf die Zeit seiner Wiedergeburt. Er erlebte sie 41 Jahre nachher, indem Pabst Pius VII. im Jahre 1814 durch die Bulle „Sollicitudo omnium,“ also gleichsam auf einstimmiges Bitten der christlichen Welt die Jesuiten wieder auf dem ganzen Erdkreis herstellte. Es ist bekannt, mit welcher Geringschätzung die ultramontane Partei Pabst Clemens XIV. behandelt, ihn, der ein Jahr nach der Aufhebung des Ordens mit allen Zeichen der Vergiftung starb, mit welchen Lobeserhebungen hingegen der Wiederhersteller derselben Pabst Pius VII. überdeckt wurde. Seit dieser Zeit war all' das Streben der Jesuiten nur

dahin gerichtet, sich wieder in den Besitz der Welt zu schwingen.

Wo sind die Jesuiten? Ueberall, und hauptsächlich da, wo man sie nicht sucht. Jesuiten giebt es unter den Staatsbeamten, Gelehrten, Offizieren, Kaufleuten; der Orden hat seine geheimen Verbündeten, seine Spione, seine Mitarbeiter auch unter Solchen, welche den Jesuitenrock nicht tragen. Der Jesuitenorden ist ein Körper, der viele tausend Glieder hat, sie in stete Bewegung setzt und alle verwenden kann. Der Jesuitismus ist ein Staat in der Kirche, er wird weltlich, um die Welt erobern zu können, das heißt, um sie in Banden zu schlagen.

Die Thätigkeit des Jesuitismus ist auf den einzigen Punkt gerichtet, den Staat zu unterjochen. Wie er dieses Ziel erreicht, ist ihm ganz gleich. Die Jesuiten haben kein besonderes politisches System; je nachdem es zum Ziele führt, sind sie Absolutisten, Constitutionelle, Aristokraten, Demokraten, Revolutionärs. So gut sie mit der

Revolution sich verbunden haben, durch welche Belgien von der Niederlande losgerissen wurde, ebensoleicht arbeiten sie für eine absolute Dynastie, wenn sie ihren Vortheil darin sehen. — Der Jesuitismus ist schwer von seinem Posten zu vertreiben, doch zieht er einer etwaigen Niederlage den freiwilligen Rückzug vor, um bei Gelegenheit wiederkommen zu können, wie neuerdings in Frankreich geschehen ist.

Es ist ein ausgemachter Satz, daß der Ultramontanismus den Jesuitismus nicht entbehren kann. Das war der Grund, warum dieser Orden von Pabst Pius VII. wiederhergestellt wurde. Was wäre ein Körper, der nicht allerwärts Saugadern und kleine Organe enthielte, um aus dem Einzelnen das Ganze zu reorganisiren. Es klingt in der That lächerlich, wenn die Wiederaufweckung des Jesuitenordens wie auf einstimmiges Bitten der christlichen Welt geschehen hingestellt wird. Gegen ihn ist die Volksmeinung ganz und

gar; ihn trifft das allgemeine Mißtrauen, seine Einflüsse auf bürgerliches und öffentliches Leben haßt und fürchtet Jeder. Sein Dasein ist auch keine Chimäre; ihm kommt es auf den Namen nicht an; wie sich die Jesuiten 1787 als Vicentiner aufthaten, so nennen sie sich heut zu Tage Redemptoristen. Dieser Orden ist der wahre Feind der Menschheit; um Religion ist es ihm im Grunde nicht zu thun, denn der Glaube des Volkes ist ja nur das Mittel wodurch er sich seine Herrschaft zu versichern bestrebt. Der Jesuitismus ist es, der den confessionellen Frieden stört, der auf mancherlei Wegen den Protestantismus zu vernichten sucht, der die Wissenschaft vergiftet, den Staat unterjocht, bis zu den Thronen sich schleicht und mit dem heuchlerischen Schein der Anhänglichkeit an das Königthum die Fürsten bevormunden, beherrschen und an die römische Curie als Sclaven verkaufen will.

Wie lange, fragt man, wird diese Geißel der Menschheit noch die Völker peinigen, wie viele Zeit

wird ihr noch zugemessen sein, die Menschheit in ihrer Entwicklung zu hemmen, in ihrem religiösen Fortschritt zu hindern? Wie lange soll Licht und Aufklärung noch ihr Opfer sein? Die Zeit ihres Unterganges scheint sich nähern zu wollen. Wer kann es leugnen, daß eine neue Aera sich einleitet, die Morgenröthe eines lichten Tages im Aufgange begriffen ist. Gewiß ist aber auch, daß die Menschheit auf einem Krankenbette liegt und es recht sehr bedürfte, aus der mit giftigen Dünsten gefüllten Kammer an das Sonnenlicht geführt zu werden.

Den Fürsten der Völker scheint diese wichtige Mission übertragen zu sein. Möchten sie sich nicht irre machen lassen durch die jesuitische Vorspiegelung, mit dem Sturze des Jesuitismus sei auch ihre Sache in Folge dahin. Mit Nichten! Der Jesuitismus liebt das Königthum nicht aufrichtig, und da Haß gegen den Jesuitismus im Volke vorhanden ist, so wäre vielleicht, diesen noch länger nicht zu beachten, ein Wagniß. Oder soll das

Wort des dritten Ordensgenerales, Franz Borgia, wirklich in Erfüllung gehen: „Wie Lämmer haben wir uns eingeschlichen, als Wölfe regieren wir, wie Hunde wird man uns vertreiben, aber wie Adler werden wir uns verjüngen.“

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Der protestantische Jesuitismus oder Pietismus und Orthodoxismus.

Die Hierarchie kann ohne den Jesuitismus nicht mehr bestehen — Dies ist eine Behauptung, welche sich ebenso sehr aus der Dogmatik, als aus der Geschichte der katholischen Kirche erweist. Katholicismus, Ultramontanismus und Jesuitismus ist ein und dieselbe Sache, die nur in verschiedenen Farben spielt. Eines geht in das andere über, je nachdem es die Verhältnisse verlangen, es sind die

Wechselcostüme für einen und denselben Körper. Unterwerfung des Staates unter die Kirche, Darstellung eines Priesterreiches, in dem Fürst und Volk bevormundet werden, ist das Ziel, worauf die Kirche hinsteuert. Diese Haupt- und Grundtendenz wird nun zwar nicht immer so offen ausgesprochen, aber sie ist es in der That, um was sich Alles dreht. Sie wird von speculativen katholisch.n Philosophen und Theologen mit Blumenwerk überkleidet, aber die rauhen, schwarzen Ecken blicken überall aus der Verhüllung hervor. Nichts Anderes, als diese Tendenz, ist jener von Görres so bezeichnete durch den göttlichen Geist geleitete, geistige Instinct. Görres sagt: „Die katholische Kirche darf nicht als Staat im Staate stehen. Dem Katholicismus ist sein Erstgeburtsrecht nicht um ein Linsengericht feil. Dieses Recht der Priorität und Erstgeburt wahrt sich die katholische Kirche ebensowohl gegenüber vom Staate, wie gegenüber von anderen Con-

fessionen. Daß sie dem Staate keine Ebenbürtigkeit zuerkennt, hat darin seinen Grund, weil Kirche und Staat als Ordnungen in der creatürlichen Sphäre übereinanderstehen. Solcher Ordnungen sind drei: auf unterster Stufe die Ordnung oder der Haushalt der Natur, auf zweiter Stufe der Staat, auf dritter und höchster die Gnadenordnung der Kirche. Mit dem höheren Lichte durchscheint sie den Staat und theilt seinem irdischen Leben die Weihe des höheren Lebens zu, giebt also ihm wohl Form, ihn über sich selbst erhebend, nimmt aber keine von ihm, weil dadurch für sie eine Deformation begründet, und sie dadurch in Wahrheit unter sich herabgestiegen wäre. Ebenso tritt die katholische Kirche mit keiner der Confessionen, die sich von ihr ausgeschieden, auf die gleiche Linie. Nur sie hat Anspruch auf ein göttliches Recht."

Sonnenklar ist aus diesen Worten das, was

Görres den durch den göttlichen Geist geleiteten, geistigen Instinct nennt; dieser Instinct ist nichts Anderes, als der katholische, ultramontane, jesuitische Trieb, Staat, Volk und Fürsten zu knechten. Es ist die alte Lehre, welche Professor Görres auch auf der tibetanischen Hochschule zu Bassa verkündigt finden könnte. Es ist die alte Lehre der Unterwerfung des Staates unter die Kirche, welche Professor von Moy aufgestellt hat. Es ist damit jenes Priesterreich gemeint, in welchem Fürst und Volk bevormundet werden soll.

Es fragt sich nun, in welchem Verhältnisse die übrigen christlichen Confessionen zu diesem durch den göttlichen Geist geleiteten, geistigen Instinct stehen, das heißt, diejenigen, welche in dem Namen „protestantische" zusammengefaßt sind.

Die protestantischen Confessionen sind in sich selber gespalten, sind auf theilweise sich sehr widersprechenden Principien gebaut, halten aber mehr oder minder die katholische Basis fest. Im Protestantismus findet sich das, was man humanisirtes

Katholikenthum benennen kann. Die katholische Weltanschauung tritt hier in gemilderter Weise hervor; es ist ein Uebergang zu dem sichtbar, was der ächte Katholicismus als unchristlich verwirft.

Am Weitesten von dem katholischen Centrum ist der Rationalismus entfernt. Obwohl er noch theilweise auf christlichem Boden steht, so gehet er doch durch die Behauptung, daß nur die Vernunft die Quelle der religiösen Wahrheiten sein könne, über das Christenthum hinaus und nähert sich somit der rein menschlichen nnd natürlichen Sphäre, welche in der katholischen Weltanschauung als die weit untergeordnete, mit Bann und Fluch belegte erscheint. In die Sphäre des Rationalismus gehört auch der Rongeanismus und das System der Lichtfreunde, sowie einige ältere protestantische Confessionen, z. B. der Socianismus. Alle diese Systeme, obwohl sie von manchen Seiten an die katholische Weltanschauung angrenzen, und diese selbst in sie hinüberragt, legen nun allerdings das Schwert bei Seite, mit welchem der Staat bekämpft werden soll.

Nicht aber ist dies von allen protestantischen Confessionen zu sagen, denn auch innerhalb der protestantischen Sphäre kann jener Schwert- und Feuerruf gegen den Staat ertönen. Zwar ist die Verwerfung der päbstlichen Hierarchie ein Hauptprincip im Protestantismus, aber es fragt sich, ob trotz dieser Ausschließung des Ultramontanismus nicht etwas übrig bleiben könne, was sich als Kirche, als enggegliedertes Ganze dem Staate gegenüber stellt? Die nähere Betrachtung wird lehren, daß dies allerdings der Fall sei. Es giebt eine protestantische Orthodoxie, welche den Frieden des Staates eben so gefährden kann, als der Ultramontanismus. Es giebt eine protestantische Orthodoxie, welche ein Princip festhält, welches fanatisch zu Krieg und Streit aufreizt. Dieses ist jene altprotestantische Weltanschaunng, welche, wie Luther will und sagt, die Vernunft erwürgt und unter die Bank steckt, welche das rein Menschliche und Natürliche, gleich der katholischen Kirche, unter Bann und Fluch setzt. Zu dieser altprotestantischen

Weltanschauung gehört jener düstere Pietismus, jenes Frömmler- und Zelotenvolk, welches über die Sünden der Welt, d h. über das was menschlich und natürlich ist, die Hände zusammenschlägt, Leben und Wissenschaft vergiftet, und mit seinem ascetischen Rigorismus jede Freude begeifert. Zu ihr gehört jener boshafte altlutherische Orthodoxismus, welcher auf tyrannische Weise seine Bornirtheit geltend macht, Andersdenkende verfolgt, und dessen größter Triumph und höchste Seligkeit es ist, Solche im Elend zu sehen. Diesen jesuitenähnlichen Ungeheuern ist das Sonnenlicht unerträglich, sie sind der Humanität nicht minder gram und feind, als die Ultramontanen. Ihr dämonisches Streben nennen sie auch gleich jenen einen durch den göttlichen Geist geleiteten, geistigen Instinct.

Wenn der eigentliche und katholische Jesuitismus mehr im Großen und Allgemeinen zu herrschen sucht, so macht sich dieser protestantische Jesuitismus mehr im Kleinen geltend; jener ist ein

Groß-, dieser ein Kleinhändler. Es finden sich aber in ihm die nämlichen Interessen, die nämlichen Wünsche, die nämlichen Bestrebungen. Würde er die Gewalt sich aneignen können, so herrschte er mit derselben Barbarei. Die Geschichte dieser protestantischen Confessionen berichtet Aehnliches, was in den finstersten Zeiten des Mittelalters geschah. Dieser altprotestantische Fanatismus errichtete auch seine Scheiterhaufen, zeigte sich in seinen Hexenexecutionen, in seinen Ketzergerichten und in den rachsüchtigsten Verfolgungen gegen geniale und erleuchtete Menschen. Auch er, wenn er nicht lügen und heucheln will, muß behaupten, daß die Kirche eine höhere Ordnung, als der Staat sei. Auch er will Fürsten und Volk bevormunden, hält eine Theokratie und Priesterherrschaft für das höchste Ziel.

Dieser Pietismus trübt fort und fort das freiere protestantische Leben und hemmet die religiöse Entwicklung des Volkes. Er entzweit das Leben und die Wissenschaft, und beurtheilt vom

bornirten Standpuncte seiner symbolischen Bücher aus jeden großen Gedanken, jede edle Idee, die zu Tage gefördert wird. Der Pietismus ist so nichts Anderes, als die krankhafte Aeußerung eines ächt-katholischen Princips auf dem Boden des Protestantismus, er ist eine Reaction gegen den freien Entwickelungsproceß desselben. In ihm findet sich Alles, was die Verirrung auf dem Gebiete der Religion Schreckliches zu Tage gefördert hat. In ihm finden sich Scheiterhaufen zur Ehre Gottes, religiöse Selbstmorde, Entmannungsgräuel, religiöse Schlächtereien, Vernichtung des Vernunftprincips, Zerrüttung der socialen Verhältnisse, Zerreißung des Familienlebens, Feindschaft gegen Natürliches und Menschliches, Pfaffenheuchelei und Pfaffen-intriguen, Wahnsinn, Zwietracht, Mord und Tod. Und dieser Pietismus ist noch immer geltend auf Kanzeln und Kathedern! Welche Scham sollte doch den Protestantismus ergreifen, wenn er bedenkt, daß er seit dreihundert Jahren noch nicht im Stande war, dieses Ungeheuer zurückzudrängen aus

der Kirche, dem Staate, dem Leben, der Wissenschaft! Kein Wörtlein des Tadels über katholischen Jesuitismus sollte über seine Lippen kommen, denn in seinem eigenen Garten keimen fort und fort die Triebe, welche ihn vergiften und zu keiner wahren Entwicklung gelangen lassen. Gott behüte uns vor der Herrschaft dieser Mucker, dieser Stillen im Lande, und vor ihren durch den göttlichen Geist geleiteten, geistigen Instinct.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Haß des Volkes gegen den Jesuitismus und Pietismus, seine Dogmatik und Ethik.

Ein hartes Wort haben wir über den protestantischen Pietismus gesprochen, aber es beruht auf Wahrheit, auf Thatsachen, und wir können es daher nicht bereuen. Was hier in scharfen Umrissen gesagt ist, ist mehr oder minder auch die Stimme des humanen und intelligenten Theils des Volkes, und wir können nicht umhin, diese Erfahrung noch besonders zur Sprache zu bringen.

Allgemein sind die Klagen der christlichen Geistlichen über den Verfall des kirchlichen Lebens, über skeptischen Indifferentismus, über Mangel an Glauben, über Laxheit in Uebung der christlichen Sittlichkeit, wie denn überhaupt das öffentliche kirchliche Leben Deutschlands in tiefer Zerrissenheit ist. Der Glaube der Väter hat seine Kraft verloren; es offenbart sich im Individuum, in der Familie, in der Societät ein Widerspruch gegen das priesterliche Thun und Treiben, sei es Pietismus oder Jesuitismus. Gegen ihn zeigt der intelligentere Theil nicht blos Gleichgültigkeit und Unglauben, sondern Spott, Haß, Verachtung und Ekel. Die strengpietistische Abtödtung des Fleisches, das Jagen nach den sogenannten geistlichen Gütern, das Hinschauen nach einem abstracten Himmel, wo von irdischen Dingen, von natürlichen Banden der Liebe nicht die Sprache ist, entschwindet mehr und mehr aus der Dogmatik und Etyik, aus dem Bewußtsein des Volkes. Die fanatische Partei sieht in diesem Phänomen die Verschlechterung, die Verthierung der Menschheit,

ihre Materialisirung, kämpft auf der Kanzel und im Beichtstuhl gegen diesen Erbfeind, aber die Wirkung ist nicht nachhaltig.

Blicken wir in diese Wirren tiefer hinein, so wird sich jedoch etwas ganz Anderes als Grund dieses Unglaubens und sittlichen Laxheit herauszustellen. Nicht zum Tode, sondern zum Leben und zur Wiedergeburt treiben diese Keime hin; sie sind die Vorboten des Frühlings nach langer, harter Wintersnacht; sie sind die göttlichen Triebe, die aus den Tiefen zum Lichte heraufzudringen suchen. Der Grund und Mittelpunkt, von dem aus die Verachtung des kirchlichen Lebens entspringt, ist die Sehnsucht, Humanität und Menschlichkeit, Natürliches, anerkannt, geachtet und verwirklicht zu sehen. Das Volk kommt nach und nach zum Bewußtsein, es fühlt, wenn auch noch in unklarer Weise, daß die Menschheit in Religion und Sittlichkeit irre geleitet worden sei, es fühlt, daß diejenigen nicht mehr auf diesen Bahnen seine Führer sein können, welche

mit Orthodoxismus und Pietismus die Leute in den Himmel zwingen wollen.

Das göttliche Recht des Natürlichen, das göttliche Kleinod des wahrhaft Humanen und Menschlichen, die Pracht und Herrlichkeit der Natur und Welt ist von jenem düstern Pietismus und Jesuitismus mit Füßen getreten, verunglimpft, geschändet, gebannt, verflucht, verteufelt. Dies ist es, worüber das Volk tief im Innern einen Schrei des Unwillens und des Schmerzes ausstößt. Es erkennt in diesen Pietisten und Jesuiten die verruchten Feinde des Natürlichen und Menschlichen — dessen, was Gottes ist; es sieht in ihnen seine Treiber und Peiniger, die die Menschheit zum Frieden, zur Ruhe, zur Seligkeit nicht kommen lassen; es ahnt in ihnen die Dämonen, welche mit flammendem Schwerte den Eintritt in's Paradies verwehren. Das Volk erkennt mit Leidwesen, daß die Religion, die diese Heuchler verkündigen, nicht die Religion des Friedens, der Liebe, der Humanität, der Mensch-

lichkeit, nicht die Beförderin der Wohlfahrt und Glückseligkeit sei, sondern vielmehr die Religion der Zerreißung, Entzweiung, des Feuers, des Schwertes, der Zwietracht; es beschuldigt sie der religiösen Fanatisirung der Menschen und Völker und des unsäglichen Unglückes, welches daraus erfolgte.

Der Pietismus haßt das Natürliche, er erklärt die Befriedigung natürlicher Neigungen und Triebe für Teufelsdienst. Die Geschlechterliebe ist ihm Erbsünde, die zur Sühnung der Buße, der kirchlichen Weihe, der Gnade bedarf. „Ihr seid in Sünden erzeugt und geboren," das wird den Zuhörern unaufhörlich von der Kanzel zugerufen, aber sie glauben es nicht, sie können nicht begreifen, wie im Tempel, von Menschenhänden gebaut, das teuflisch genannt werden könne, was im heiligen Tempel der Natur als göttliches Gesetz geschrieben steht. „Kreuziget euer Fleisch, tödtet ab euren Leib, fastet und kasteiet euch," spricht der Priester, aber das Volk sieht nicht ein, wozu das Alles gut sein soll; vernünftig würde es ihm

scheinen, wenn damit Mäßigkeit in Befriedigung natürlicher Bedürfnisse zur Erhaltung des Leibes empfohlen würde, aber unvernünftig, unnatürlich dünkt ihm ein Gebot, welches den Leib schwächen und tödten heißt um eines geistlichen Phantoms willen. Das Volk wird die natürlichen Bande der Familie, der Liebe, der Freundschaft über Alles lieben und darin die Erfüllung eines heiligen Naturgebotes erkennen, wenn die Priester auch fortwährend sagen, der Christ müsse das Heil seiner Seele vor allen Dingen in Betrachtung ziehen. Diesen furchtbaren Kampf zwischen Pietismus und Naturinstinct hat ja selbst Luther gekämpft und zwar oft mit dem Siege des letzteren, wie denn dieser Reformator groß und natürlich in seinem Leben ist. Er sagte*) einmal, als man über Tisch den Text aus dem Propheten Hosea „haec dicit Dominus" sang, zu Doctor Jonas: „So wenig ihr gläubet, daß dieser Gesang gut sei, so wenig

*) Luthers Tischreden. Jenaer Ausg.

glaube ich fest genug, daß Theologia wahr sei. Ich hab' mein Weib lieb, ja ich habe sie lieber, denn mich selber, das ist gewißlich wahr, das ist: ich wollt' lieber sterben, denn daß sie und die Kinderlein sollten sterben. Ich hab' Christum wohl lieb, der mich mit seinem Blut erlöset hat von des Teufels Gewalt und Tyrannei, aber mein Glaube sollt' billig viel größer und hitziger sein; gehe nicht in's Gericht mit deinem Knecht!" Welcher Kampf der Gefühle spricht sich in diesen Worten aus, wie contrastirt hier Pietismus und Naturinstinct, er liebt sein Weib und seine Kinder mehr, als Christum, aber er ist noch mit sich entzweit, und daher seine Klage, seine Selbstpeinigung. Luther hat oft große Lichtblicke gehabt, aber die Nacht, die seine Zeit umgab, umdüsterte noch seine Seele; in ihm, dem ersten Protestanten, kündigte sich aber auch das schon an, wozu der Protestantismus sich entwickeln muß. So wie Luther hier zweifelt und kämpft, zweifelt und

kämpft auch das Volk heut zu Tage; es ist aber eine Stufe höher gestiegen, da es anfängt, keine Gewissensbisse über den Vorzug des Natürlichen und Menschlichen mehr zu fühlen. Man könnte noch viele Beweise beibringen, wie das Volk von den fundamentellen Lehren des Pietismus nichts wissen will. So kann dasselbe an der Seligkeit im Himmel, wie sie der Pietismus will, nichts Seliges finden. Es wünscht einen Himmel, in dem die Erde sich fortsetzt, in dem die natürlichen Bande der Familie, der Liebe und Freundschaft fortdauern. Der pietistische Himmel, bestehend in Singen und Beten zum Blutbräutigam, dünkt ihnen langweilig.

Noch mehr aber, als auf dem dogmatischen Boden, haßt und verachtet das Volk den Jesuitismus und Pietismus auf dem historischen der Vergangenheit und der Gegenwart. Die Vergangenheit zeigt ihnen in den Pietisten und Jesuiten nur blutdürstige und rachsüchtige Ungeheuer, welche Scheiterhaufen errichteten, Religionskriege entzünde-

ten, Ketzergerichte niedersetzten, mit Schaffot und Kerker drohten, schreckten und straften. Sie zeigt ihnen hinterlistige Heuchler und Schmeichler, welche sich bis zum Thron der Fürsten schlichen, sich als Beichtväter und Gewissensräthe bei ihnen einführten, sie aber in der That nur als Mittel benutzten, um ihren die Menschheit peinigenden Glaubens- und Sittenlehren Geltung zu verschaffen, und mittels der religiösen Bevormundung der Fürsten diese selbst wiederum zu knechten und sich zu Herrschern zu machen. Die Gegenwart zeigt dem Volke dasselbe Bild wie die Vergangenheit. Es sieht die Pietisten und Jesuiten um den Thron des Fürsten stehen, als hinterlistige Rathgeber, Mißtrauen gegen das Volk ihnen in das Herz senkend und den alten Satz verkündigend: „Willst du, o Fürst, dein Volk dem Lichte und der Humanität entgegenführen, so wird der Scepter und die Krone deiner Hand und deinem Haupte entrissen werden.“ Aber ihre Worte sind verruchte Heuchelei, denn nicht um des Fürsten Scepter ist

es ihnen zu thun, sondern um die Herrschaft des Krummstabs, die durch Licht und Aufklärung ein Ende nehmen müßte. Das weiß und erkennt das Volk, und es ist unter ihm, wenn von Fortschritten die Rede ist, nur Eine Stimme, in den Worten: „Wenn die Pfaffen nicht wären!“

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Hierarchie und unbedingte Religionsfreiheit in ihrem Verhältniß zum Königthum.

Es liegt ganz und gar in der Taktik des Pietismus und Jesuitismus, wenn der Krieg gegen ihr Princip als Krieg gegen das Königthum erklärt, und Feindschaft gegen diese drückenden Ketten mit der Revolution in Verbindung gebracht wird. Man will auf diese Weise Königthum, Pietismus, Jesuitismus recht eng verschwistern und als Alliirte darstellen. Schon oben haben wir berichtet,

wie die bei den jüngsten Münchner Ereignissen gestürzte ultramontane Partei sich die Hauptbasis der Sicherheit des Thrones nannte, mit deren Untergrabung auch dieser zusammenstürzen müßte. Man weiset unaufhörlich auf die französische Revolution zurück, in der Gegenwart aber auf den Freischaarenzug gegen Luzern, und zeigt sie als die Folgen des antikirchlichen Princips. Kampf gegen Priesterthum wäre Kampf gegen Königthum, Krieg gegen die Kirche wäre Krieg gegen den Staat, Revolution.

Es läßt sich nicht läugnen, daß in der politischen Sphäre eine Entzweiung zwischen Fürsten und Völkern vorhanden sei. In dem Leben der Letzteren offenbart sich der Trieb nach einer freieren Stellung den Fürsten gegenüber. Werden nun diese Wünsche bei nicht gehöriger Befriedigung zu Klagen des Unmuthes, so liegt darin noch kein Ueberspringen der gesetzlichen Grenze, kein Gewaltschritt, kein revolutionärer Typus, und die in der neueren Zeit etwa vorkommenden Facta sind lediglich auf Rechnung der zunehmenden Verarmung

Noth und Nahrungslosigkeit zu schreiben. Bekennen muß man aber auch andrerseits, daß diese Entzweiung zwischen Fürst und Volk eine immer tiefer gehende zu werden anfängt, indem das letztere sein Streben nach Licht und Mündigkeit nicht aufgeben, sondern verwirklicht sehen will, jene aber in der Gewährung dieses Lichtes und in der Mündigkeitserklärung eine Gefahr für die Throne erkennen zu müssen glauben. Hiedurch entsteht eine Reibung, welche keineswegs eine gleichgültige ist. So weit ist denn aber die Intelligenz und Erfahrung des Volkes doch gediehen, daß es keine Freiheit will, die im politischen Fanatismus nur durch den Umsturz der Throne errungen werden könnte, und es wäre deshalb auf diesem politischen Boden leicht eine Verständigung möglich, wenn Fürst und Volk ein rechtes Zutrauen zu einander fassen würden.

Nicht allein aber in der politischen Sphäre ist ein Mißbehagen in den Völkern zum Vorschein gekommen, sondern auch — und vielleicht hier ein noch viel größeres — in der religiösen und kirch-

lichen Sphäre. Es haben sich hier ein für allemal Ansprüche und Bedürfnisse herausgestellt, denen früher oder später genügt werden muß. Daß der Atheismus oder Materialismus, wie Pietisten und Jesuiten sagen, sich der Deutschen bemächtigen wolle, hieße dieses Volk schlecht verstehen. Der Deutsche ist tief religiöser Natur und wird diesen Character wohl nie ändern. Aber sein geistiger Fortschritt ist so weit gediehen, daß er nicht mehr innerhalb jener orthodoxen kirchlichen Korporation steht, welche im Staate als bevorrechtete gilt. Sollen nicht größere Reibungen und tiefere Entzweiungen erfolgen, so müssen die Fürsten die Hand bieten zu einer erweiterten Religionsfreiheit, ohne Rückhalt, ohne bürgerliche Nachtheile, ohne erschwerende Hindernisse. Das gerade aber ist der Punct, bei welchem der Pietismus und Jesuitismus in's Spiel kommt, weil sie dabei gar sehr betheiligt sind. Zur Gewährung dieser Religionsfreiheit es nicht kommen zu lassen, setzen sie alle Kräfte in Bewegung; kein Kunstgriff wird gespart, um solch eine Con-

cession zu hintertreiben. Einer dieser Kunstgriffe ist nun auch der, daß sie sagen, unbedingte Religionsfreiheit führe zum Umsturz der Throne — ein Satz, der schon seit drei Jahrhunderten immer wiederholt wird. Den Protestantismus überhaupt schon suchten die katholischen Polemiker dadurch bei den Fürsten in Mißcredit zu bringen, daß sie die Reformation als die Mutter der Revolution erklärten. Wäre dieser Vorwurf ernstlich gemeint, so ließe er sich durch die Geschichte dreier Jahrhunderte zurückweisen, in denen nicht protestantische Reiche und Dynastien, sondern bigott katholische von revolutionären Stürmen heimgesucht wurden. Gerade katholische Priester waren es oft, die sich an die Spitze der Revolutionäre stellten, und es ist bekannt, daß Napoleon die Protestanten für seine besten Unterthanen erklärte. In Deutschland, dem Vaterlande des Protestantismus, sind die wenigsten politischen Stürme gewesen. Dagegen in katholischen Ländern, wie Spanien, Portugal, Südamerika u. s. w. nahm die Hierarchie den leidenschaftlichsten Antheil an

den politischen Kämpfen. Sie trat sogar in offenbaren Bund mit der Revolution, welche Belgien vom Königreich der Niederlande losriß, weil dem Protestantismus gegenüber hierarchische Interessen bedroht schienen.

Allein abstrahiren wir von den geschichtlichen Thatsachen, welche beweisen, daß die Kirche oft genug mit der Revolution einen Bund geschlossen habe! Jener Vorwurf ist so ernstlich nicht gemeint und mehr als ein oberflächlicher, heuchlerischer Scheinangriff zu betrachten. Heutzutage nun erklärt ebenso der Pietismus den Kampf gegen das orthodoxe Priesterthum für den Vater der Revolution, wie einst der katholische Jesuitismus den Protestantismus. Beide sind der Intelligenz und Humanität gram und feind, beide fürchten in ihnen die Erlöserinnen von jenen Fesseln, die sie der Menschheit anlegen, beide arbeiten daher mit allen Kräften gegen den freieren Entwicklungsproceß. Gerade aber dieser protestantische und katholische Jesuitismus sind die gefährlichsten Feinde der Ruhe und des

Friedens im Staate. Die Hierarchie ist es, welche die Kirche vom Landesfürsten unabhängig machen will, die durch die Anerkennung eines fremden geistlichen Fürsten als Oberhauptes der Kirche die Gewalt des Staates und Landesregenten beschränkt, einen auswärtigen Einfluß sanctionirt, und die Unterthanen zwischen eine doppelte Regierung stellt. Höchst gefährlich ist es, wenn der Gehorsam gegen den Staat auf dem Gehorsam gegen die Geistlichen beruhen soll, gar leicht kann dann die Hierarchie die Fackel des Fanatismus schwingen, wie sie schon gethan hat; gar leicht findet dann die Kirche einen Weg zur Fanatisirung des Volkes, wozu z. B. der Beichtstuhl benutzt worden ist und noch benutzt werden kann.

Blos um sich selbst in seiner Herrschaft zu erhalten, sagt Pietismus und Jesuitismus, der Altar falle nicht ohne den Thron, blos um seine Erbfeinde, Intelligenz und Humanität, zu vernichten, ist dies ihr Losungswort, womit sie die Herzen der Fürsten sich zuwenden wollen. Wie

aber hier Pietismus und Jesuitismus sich gegen die freie Entwicklung der Völker verschworen haben, eben so leicht können sie an das Volk appelliren und sich so gegen die Fürsten verschwören, wenn ihre Herrschaft ihnen bedroht erscheint, denn noch immer führen sie eine stolze Sprache von ihrer Macht über die Herzen und ihrer Gewalt über die Völker. Pietismus und Jesuitismus bleibt Priesterthum, herrschsüchtiges Priesterthum, es verbinde sich mit der absoluten oder constitutionellen Monarchie, mit der Aristokratie oder Demokratie. Staatsgefährlich wird immer ein kirchliches System bleiben, welches entweder die Unterthanen zwischen zwei Fürsten stellt, die Priester einem auswärtigen geistlichen Obern gehorchen lehrt, oder den Gehorsam gegen den Staat von dem Gehorsam gegen die Kirche abhängig macht. Der Staat ist und bleibt dadurch ein Pfaffenreich, eine pietistisch jesuitische Theokratie, wobei Fürst und Volk nur Schatten sind, die wahre Macht aber in der Hand des Priesters ist als Mittler zwischen Gott und

Menschen. Nennt sich ja selbst ein Bischof von Gottes Gnaden, und den Fürsten traf gar oft der Bannstrahl, wenn er gegen die Wahl eines Bischofes war.

Das Volk schmachtet nach Emancipation von den pietistischen und jesuitischen Fesseln, es haßt, verachtet seine kirchlichen Peiniger auf's Tiefste, es wünscht, daß der Fürst Vertrauen gewinne und nicht in Mißtrauen dem Pfaffenthume Zugeständnisse mache, wodurch die Entzweiung nur noch tiefer geht. Das Volk wünscht eine constitutionelle Monarchie, aber frei von jedem störenden kirchlichen Einflusse. Es wünscht unbedingte Religionsfreiheit, ohne Rückhalt, ohne bürgerliche Nachtheile, ohne erschwerende Hindernisse. Satt und müde ist es jener Priestervermittlung, welche nur Mißtrauen zwischen Fürst und Volk säet. Wer wird auch zweifeln, daß solche Religionsfreiheit noch kommen wird und muß. Käme sie doch nicht, diesen Wunsch hegt gewiß jeder Menschenfreund, unter krankhafteren Symp-

komen, nicht erzwungen, nicht erkämpft, nicht abgedrungen! Käme sie vielmehr als ein freies und williges Geschenk der Fürsten, denen die Zeit eine so wichtige Mission anvertraut hat!

Eine neue Aera ist im Anzuge, mit welcher eine lange Periode der Nacht geschlossen ist. Wir wagen es zu behaupten, die Zeitbewegung sei nur in der Außenseite politischer Natur, fundamental, central sei diese Bewegung eine religiöse. Das wahre Bedürfniß, die wahre Sehnsucht des Volkes besteht darin, den Pietismus und Jesuitismus in aller und jeder Form, kirchlicher oder nichtkirchlicher, vernichtet zu sehen, um ungehindert fortschreiten zu können zur Entwickelung der noch nicht vorhandenen Religion des Friedens, der Intelligenz, der Humanität, in der Menschliches und Natürliches nicht mit Bann und Fluch belegt, sondern als göttliche Ordnung geachtet ist. Nicht eine politische, sondern eine religiöse Erschütterung steht in Aussicht. Möchten die Fürsten dies erkennen und den Einflüsterungen jener fanatischen Partei kein Gehör

schenken! Möchten sie vielmehr den Bund mit dem morschen Alten verlassen und sich anschließen an den jungen, frischen, lebenskräftigen Keim, der im Werden und Wachsen ist, dessen rasche Entfaltung zwar gehindert, nimmer aber ganz aufgehoben werden kann. Schwinden würde dann ein Heer von andern Wirren und Zerwürfnissen, und vor Allem würden politische Probleme ihre Lösung finden, wodurch das Verhältniß zwischen Fürst und Volk freundlich sich gestaltet. Der morsche Bau des Pietismus und Jesuitismus ist eine schwache Stütze geworden, mögen sie auch als eine noch so starke gepriesen werden; darum verlasse man das Haus, das in Flammen steht. — Und wie in der politischen, so würde auch in der materiellen Sphäre, innerhalb welcher die Völker schwer erkrankt darnieder liegen, durch das Anschließen an den religiösen Fortschritt Heilung erzielt werden können, denn es würden sich materielle Hülfsquellen eröffnen, von denen wir jetzt noch keine Ahnung haben, und

die in Bäche sich ergießend, eine kräftigere Circulation der Säfte herbeiführen würden. Mögen noch so viele Preisschriften ausgeschrieben werden, um die Quellen des Proletariats aufzusuchen und die Mittel ihrer Verstopfung aufzufinden, die Quelle liegt weder blos im Steuerwesen, noch im Luxus, noch in der Politik, noch in der Administration, noch im Militairbudget, noch in der Gewerbsfreiheit, noch im Handelssystem, noch im Fabrikwesen, noch in den Eisenbahnen ꝛc. ꝛc. ꝛc. — in allen diesen Dingen können vielleicht überall Gründe zur Verarmung, Nahrungslosigkeit, Güterungleichheit nachgewiesen werden, aber der Grund liegt gewißlich tiefer. Das alte böse Kraut auf dem religiösen Acker hat sich ausgebreitet und ausgewachsen; Alles fühlt sich beengt durch die Auswüchse, die nun recht zum Vorschein kommen, nachdem die Zeit erfüllt ist. Es zerreißt der alte Schlauch, und die köstlichen Gaben versiegen spur- und nutzlos in die Erde. Tausend Hungrige stehen

vor den reichen Kornvorräthen, aber sie sind für sie verschlossen. Das ist der Fluch der Unnatur und Naturfeindschaft, welche die alte Religion in's Leben der Völker und Staaten hat eingeführt!

Dreißigstes Kapitel.

Unbedingte Religionsfreiheit als einzige Löserin des confessionellen Streites.

Aus dem bisher Gesagten möchte klar genug sein, auf welcher religiösen Culturstufe die europäische Menschheit — unser gepriesener Occident — sich befinde. Alles, was die bisherige Gottes- und Weltanschauung zu Tage gefördert hat, ist in dem Worte zusammenzufassen: Zerrissenheit bis in die Wurzel des Lebens hinein. Die Kirche steht im feindseligsten Widerspruche mit dem Staate, mit der Familie, mit dem die Humanität zur Richtschnur habenden Individuum, sie steht im Widerspruche mit der Schule, insofern dieselbe

reinmenschliche Bildung vermitteln will, sie steht im Widerspruche mit den mehr und mehr sich offenbarenden tieferen religiösen Bedürfnissen des Volkes, sie steht im Widerspruche mit der Wissenschaft, insofern dieselbe nicht gehorsame Dienerin, sondern eine freie sein und in freier Forschung die Bahn der Wahrheit aufsuchen, verfolgen und das Errungene verwirklichen will. Hier gähnt allerwärts jene schauerliche Kluft, aus der ein das Sonnenlicht umdüsternder, uns den Athem benehmender Rauch und Dampf hervorquillt.

Gerade aber diese tiefe Zerrissenheit ist es hinwiederum, der das böse Princip sein Fortbestehen verdankt, indem es sich dieselbe zu Nutzen macht. Es hat damit dieselbe Bewandniß, wie mit einem kranken Körper, dessen Functionen zerstört und entzweit sind. So lange diese Entzweiung besteht, walten die schädlichen Stoffe ungebunden und frei, entwickeln so ihre verderbliche Thätigkeit und wirken wiederum rückwärts auf die Fortdauer der Störung und Entzweiung der Functionen. Dieselbe

Rolle spielt auf dem kirchlichen Boden der sogenannte confessionelle Kampf und Streit. Ein böses, feindseliges Princip hat ihn in's Leben gerufen, und nachdem er einmal vorhanden, läßt er die Menschheit nicht zur Einheit und Einigkeit kommen. Dieses zerrissene öffentliche kirchliche Leben stellt sich in Deutschland von einer doppelten Seite der Beobachtung dar: Einmal ermüdet es sich mit endlosen Kämpfen innerhalb der einzelnen protestantischen Confessionen, sodann spaltet es sich in die langen Schlachtlinien der Katholiken und Protestanten. Das ist die traurige Erfüllung der Verheißung, daß die Kirche eine streitende, eine mit dem Schwerte gerüstete, in Feuer arbeitende sein werde.

Es giebt genug Solche, welche die Opposition der protestantischen Kirche gegen den Katholicismus auf dem Felde der theologischen Wissenschaft für eine heilsame erachten. Auch muß in gewisser Beziehung eingeräumt werden, daß es schlimme Folgen haben könnte, wenn der Protestantismus das Schwert des Geistes und die Waffe der Wissenschaft so aus

der Hand legte, daß die katholische Kirche und Wissenschaft Meisterin auf dem Felde wäre. Aber es liegt in diesem confessionellen Kampfe auch ein schleichendes Gift für die endliche Entscheidung des welthistorischen Streites. Vor lauter Nebenfragen kommt man nie zur Hauptfrage, und die kirchlich-dogmatischen Controverse verschlingen die Geistesthätigkeit, welche vielmehr auf die weltreligiösen Probleme gerichtet werden sollte. Es gehet dabei so her, wie auf manchen Landtagen. Die Versammlung der Abgeordneten ist Monate lang vereinigt, es werden über specielle Dinge, freilich auch oft wichtig, die heftigsten Debatten gepflogen, es wird gelegentlich manch freies und gutes Wort von der Brust gesprochen. Die Zeit vergeht. Die wichtistgen Gegenstände, Preß-, Gewissens-, Religionsfreiheit sind noch zu verhandeln. Aber der Abschied ist da, und der Minister entläßt die Versammlung mit dem Troste, daß am nächsten Landtage, bis wohin das Volk ja wiederum in Intelligenz vorgerückt sei, alles dieses zur Berathung kommen werde.

So ist es auch auf dem kirchlichen Boden. Allbereits drei Säcula streiten die ehrwürdigen protestantischen und katholischen Orthodoxen über die Gegenwart Christi im Abendmahl, über Gnade und freien Willen, sichtbare und unsichtbare Kirche, Episkopat und Prebyteriat, Reformation und Deformation und tausend scholastische Probleme, aber Stoff und Lust zum ferneren Streiten entweichet nicht. Es vergehet die Zeit. Die wichtigsten Lebensfragen kommen nicht zur Sprache. Das Volk, die sogenannten Laien, ist unthätiger Zuschauer und verliert dabei einzig und allein, während der protestantische und katholische Pietismus, Orthodoxismus, Jesuitismus seinen reellen Gewinnst zieht. Denn die da über solche Dinge streiten, das sind eben die ächten Feinde der Humanität und Intelligenz. Im Trüben fischen sie, nachdem sie geflissentlich den klaren See aufgewühlt und den sumpfigen Grund mit der lauteren Quelle vermischt haben. Aus der mittelalterlichen Rumpelkammer werden rostige Schwerter und Lanzen hervorgeholt, modern und fein geschliffen

und zugerüstet, und des sogenannten Forschens in den Kirchenvätern ist kein Ende. Die studirenden Theologen werden in den Universitätsrepetitorien zur Polemik förmlich abgerichtet; confessionelle Polemik ist das Losungswort in theologischen Examinibus, durch sie erwirbt sich der Pfarrer literarischen Ruf und das Ansehen — eines protestantischen Fechters und Vorfechters. Und am Ende ficht er bloß für seinen Orthodoxismus, setzt an die Stelle des katholischen einen protestantischen Jesuitismus. So zum Ekel des humanen und intelligenten Theiles des Volkes wird die Sache fortgetrieben. Das ist die gerühmte protestantische Wirksamkeit gegen das Umsichgreifen des Katholicismus. Das sind die Leute, die sich unbegreiflicher Weise das Ansehen geben, die Nacht der Barbarei mit dem Lichte des Protestantismus zu erleuchten und verschwinden zu machen. Das ist der gerühmte confessionelle Kampf, bei welchem das Volk allein verliert und seine heiligsten Interessen, Bedürfnisse und Wünsche zu Wasser werden sieht. Dieser confessionelle Streit

hat nicht den geringsten Einfluß auf wahre Humanität und Intelligenz, fördert in keiner Art des Volkes Bildung. Vielmehr wird dasselbe dadurch immer auf der Stufe der Entzweiung festgehalten. Es wird auf eine Gegend eingeschränkt, die rings von Bergen eingeschlossen keine Fernsicht möglich macht. Es ist eine Kindererziehung und Kinderbildung, welche blos darauf berechnet ist, in der Unmündigkeit zu erhalten und aus dem Schatze des Wissens nur soviel mitzutheilen, als dem Zwecke entspricht, den der Lehrer und Meister verfolgt. Es ist mit Einem Worte jener protestantische Jesuitismus, der statt der katholischen Nacht mit seiner eigenen die Menschheit umgiebt und dabei den freien Forscher, den liberalen Gläubigen, den apostolischen Christen oder Urchristen spielt.

Der orthodoxe Protestantismus ist es also, der durch seine confessionelle Streitlust eine Reibung erzeugt, welche den geistigen Fortschritt zu der wahren Weltreligion aufhält und rückwärts treibt, der die wichtigsten Lebensfragen nicht zur

Sprache kommen läßt, indem er Dingen eine Wichtigkeit verleiht, die mit Rücksicht auf ungetrübte Gottes- und Weltanschauung werthlos, lächerlich, ja schädlich sind. Gegen dieses Gift aber giebt es nur Ein Mittel, nämlich: unbedingte, ungeschmälerte, ungeheuchelte Religionsfreiheit, nur sie vermag den allgemeinen Ekel gegen jenen mittelalterlichen Geschmack herbeizuführen und somit den confessionellen Streit zu beendigen.

Einunddreißigstes Kapitel.

Die wahre Bedeutung des Wortes Toleranz.

Das Wort Toleranz hat für den Verfasser dieser Schrift von jeher etwas das Innere Verletzende gehabt, nicht jedoch um dessen willen, was es unter den Menschen herbeizuführen sucht — den Frieden — sondern um der Bedeutung willen, die mit ihm verbunden ist. Was ist Toleranz oder Duldung? Es ist das Ertragen von Dingen, die man entweder nicht ändern kann, oder aber nicht darf, wenn man nicht selbst in eine Unannehmlichkeit gerathen will; von denen man aber überzeugt ist, daß sie Uebel sind. In dem Worte Toleranz

liegt der Zwiespalt unseres occidentalen Lebens heuchlerisch verdeckt angedeutet, Fanatismus und Humanität — der Zwiespalt zwischen Kirchenglauben und Menschenliebe. Jene religiöse Toleranz, wie man sie heutzutage geltend zu machen sucht, treibt zwar hin zu dem Frieden, aber es verschlingt sich in diesem Schößling eine Wurzel des Unmuthes, des Hochmuthes und hierarchischen Geistes, an dem auch der Einzelne participiren kann. Hinter diesem Worte steckt und lauscht jener durch den göttlichen Geist geleitete Instinct des Görres oder — wie wir übersetzen — die Sucht der Kirche, über den Staat zu herrschen, Ultramontanismus und protestantischer Jesuitismus. Es steht auf ähnlichem Boden, wie die Concordate, die auch nichts Anderes sind, als eine scheinbar friedliche Uebereinkunft, durch die Nothwendigkeit herbeigeführt, aber nicht freiwillig hervorgegangen. Toleranz ist halbe Maßregel, es ist ein Ding, welches nur unter gewissen zwingenden Umständen aufrecht erhalten, gegen welches aber ewig von

innen heraus appellirt wird, obwohl erfochten und errungen durch Ströme von Blut. Man erinnere sich an die schon früher angeführte Beschwerdeschrift des römischen Stuhles bei Gelegenheit des bayerischen Concordates, worin die gleiche Berechtigung des Protestantismus und Katholicismus dem Staate gegenüber ausgesprochen ist. Es wird darin geklagt, daß die katholische Kirche mit der lutherischen und calvinistischen Confission auf gleiche Linie gesetzt ist. Es wird als religiöser Indifferentismus erklärt, wenn verlangt wird, die im Staate befindlichen Religionsgesellschaften sollen sich gegenseitig achten, als Verletzung der Wahrheit, Sanctionirung des Irrthums.

Es ist offenbar, daß die herrschenden Religionsgesellschaften einem Glauben, feindseligen und entzweienden Charakters, huldigen, der durch die Liebe gemildert und seiner bittern Qualität beraubt werden soll; aber selbst diese Milderung ist

nur eine halbe Gewährung der Rechte, an denen jeder Einzelne Antheil haben sollte. Die katholische Kirche tolerirt blos principiengemäß, die in gleiche Berechtigung mit ihr getretene protestantische Kirche, aber nur weil sie muß. Die protestantische Kirche ist von demselben Fanatismus des Glaubens beseelt, wenn sie nur denjenigen kirchlichen Korporationen volles Recht zugesteht, welche durch die geschichtliche Entwickelung der Verhältnisse ebenbürtig mit ihr sind. Erbiert sich nun aber eine neue Religionsgesellschaft, so verweigert sie ihr die gleiche Berechtigung und speist sie mit einem Surrogat ab, welches Toleranz heißt.

Das ist der alte Ingrimm eines Glaubens, der nun und nimmermehr seinen Character verleugnet, der nur temporär oder gezwungen, nicht in freier Selbstentschließung Recht und Achtung widerfahren lassen will. Es bleibt demnach falsch, Toleranz mit Gleichachtung des Individuums zu definiren. Sie würde wahrscheinlich erst dann eintreten, wenn sich jene tolerirten Religionsgesellschaf-

ten mit Kampf und Schweiß, wie im 30jährigen Krieg der Protestantismus, zu einer Gegenkraft entwickelt hätten, die Achtung und Gleichachtung einflößt und so die bloße Duldung in eine gleiche Berechtigung verwandelt. Bis dahin spielt die Liebe der bevorrechteten Confessionen die Rolle der Gnade und Barmherzigkeit, was der eigentliche Sinn des Wortes Toleranz ist. Man betrachtet solche Religionsgesellschaften aber immerhin als ein Uebel, das entweder nicht beseitigt werden kann oder darf.

Daß in jetziger Zeit von Toleranz gesprochen wird, gereicht daher derselben keineswegs unbedingt zum Ruhme, sondern zugleich zur Schande. Zwar mögen wir uns Glück wünschen, daß solche finstere Zeiten nicht mehr sind, in denen dieses Wort unbedingten Widerstand fand, aber eines Fortschrittes über die Zeiten des edlen Kaisers Joseph II. hinaus dürfen wir uns nicht rühmen. Derselbe ließ folgendes Toleranzedict, welches wir nicht umhin können beizufügen, veröffentlichen: „Ewiges,

„unbegreifliches Wesen! du bist ganz Duldung und „Liebe; deine Sonne scheint dem Christen, wie dem „Gottesleugner, dein Regen befruchtet die Felder „des Irrenden, wie jene des Rechtgläubigen, und „der Keim zur Tugend liegt auch in den Herzen „der Heiden und Ketzer. Du lehrst mich also, „ewiges Wesen: Duldung und Liebe — lehrst „mich, daß Verschiedenheiten der Meinungen dich „nicht abhalten, ein wohlthätiger Vater aller Men- „schen zu sein. Und ich, dein Geschöpf, sollte we- „niger duldend sein; sollte nicht zugeben, daß jeder „meiner Unterthanen dich nach seiner Art anbete? „Soll ich sie verfolgen, die anders den- „ken als ich, und Irrende durch's Schwert be- „kehren? Nein, allmächtiges, mitd einer Liebe allum- „fassendes Wesen, dies sei fern von mir! Ich will „dir gleichen, so weit ein Mensch dir gleichen kann, „will duldend sein, wie du. Von nun an sei „aller Glaubenszwang in meinen Staa- „ten aufgehoben! Wo ist eine Religion, die „nicht Tugend lieben, nicht das Laster verabscheuen

„lehrte? Jeder also sei von mir tolerirt, Jeder „bete dich nach der Art an, die ihm am Besten „dünkt. Verdienen Irrthümer des Verstandes die „Verbannung aus der Gesellschaft, ist Strenge „wohl das Mittel, die Gemüther zu gewinnen und „zu bekehren? Zerrissen seien von nun an „die schrecklichen Ketten der Intoleranz! „dafür vereinige das feste Band der Dul„dung und Bruderliebe meine Untertha„nen auf immer! Ich weiß, daß ich der Schwie„rigkeiten viele werde zu überwinden haben und „daß die meisten von Denen herkommen, die sich „deine Priester nennen. Verlaß mich also nicht „mit deiner Macht! Stärke mich mit deiner Liebe, „ewiges Wesen! auf daß ich alle diese Schwierig„keiten glücklich übersteige und das Gesetz unsers „göttlichen Lehrers, welches kein anderes ist, als Dul„dung und Liebe, durch mich erfüllt werde. Amen!“

Voltaire*), dieser von Pfäffischgesinnten so

---

*) Seinen Manen zu Ehren erwähnen wir folgen

verschrieene und herabgewürdigte, aber für Intelligenz und Humanität eifrig arbeitende Mann, dem

---

der edler und menschenfreundlicher Handlungen, welche der französische Schriftsteller Jouy von ihm aufzählt: Gründung von Ferney. Erbauung von 80 Häusern auf seine Kosten und Bevölkerung derselben mit armen Familien. Anlegung einer Uhrenfabrik und großer Töpfereien. Plan der Stadt Vesoix. Befreiung des Landes Gex vom Mauthzwang. Befreiung von 1200 Leibeigenen im Jura. Ehrenrettung Calas. Lebensrettung Sirven's, Martin's und Montbaillys. Vertheidigung des Generals Lally, La Barres, Délatondes, des Admirals Bing, des Grafen Morangir's. Verbergung von Delille de Salles. Errettung eines Landmanns mit 8000 Frcs. und eines Andern mit 3500. Ausstattung der Nichte Corneille's mit 90,000 Frcs. Ausstattung des Fräuleins von Véricourt mit 150,000 Frcs. Rettung von Waisengütern mit einem Opfer von 15,000 Frcs. Vorstellungen gegen die Zwangsarbeiten, gegen die Verhaftbriefe, gegen die Verkäuflichkeit der Aemter und des Nachlaßrechtes, gegen die Folter u. s. w. Vorstellung zur allgemeinen Vertheilung der Abgaben, zur Gleichförmigkeit der Maße und Gewichte, zur Umschmelzung der Gesetzbücher u. s. w. Unterstützung einer großen Menge von Schriftstellern, Beschützung und Empfehlung derselben. Zu Freunden hatte Voltaire viele der größten Geister des 18. Jahrhunderts. Unter mehr als 100 Bänden sei-

eine noch spätere Nachwelt die gebührende Anerkenntniß und den schuldigen Dank für sein edles Streben zollen wird, er, der unter diejenigen gehört, welche weit über unsere Zeit hinausragen durch seine Welt- und Gottesanschauung, hat unter Anderen das Verdienst, die öffentliche Meinung in Europa für den Grundsatz der Toleranz gewonnen zu haben, nachdem Ludwig's XIV. Dragonaden und die Hinrichtung des Jean Colas allgmeinen Abscheu erregt hatten. Von dort an sind in den Niederlanden, in Großbritanien, in Nordamerika, in Preußen und Oesterreich schon Toleranzgesetze gegeben worden. Hiuausgekommen aber über diese blos halben Zugeständnisse sind wir noch nicht, wenn auch in der Folgezeit sich die Nothwendigkeit herausstellen wird, die Toleranz in gleiche Berechtigung zu verwandeln.

---

ner Schriften sind nach Jony 60 treffliche Werke. — Ist dies, habe Voltaire auch Schattenseiten, nicht achtungswerth? Die Pfaffen können freilich seine Freunde nicht sein.

Es wird sich diese Nothwendigkeit in der Folgezeit noch herausstellen, sogut sich die halbe Maßregel der Toleranz in der geschichtlichen Entwicklung aufgedrungen hat. Man müßte an dem endlichen Siege der Gerechtigkeit, der Vernunft, der Humanität verzweifelt haben, wenn man glauben würde, dem Individuum, wenn es nicht einer der bevorrechteten kirchlichen Korporationen angehöre, seien immerdar dadurch drückende Fesseln angelegt. Warum soll derjenige, welcher als braver Staatsbürger seine Pflichten gegen das Vaterland erfüllt, des Gemeinwesens Lasten mitträgt, seiner moralischen Persönlichkeit sich klar bewußt ist, vom Staate, der hier den Knecht der privilegirten Kirche abgiebt, von unveräußerlichen Rechten ausgeschlossen werden, wenn er die Gottheit verehrt, die ihm als solche erscheint, wenn er ihr auf die Weise dient, wie es seine gewonnene heiligste Ueberzeugung verlangt? — Was kann doch den Staat die Seligkeit eines erträumten Jenseits interessiren? Warum sollte er ein Individuum in den Himmel der be-

vorrechteten kirchlichen Korporationen hineinzwingen dadurch, daß er ihm sein Leben auf dieser Erde wenn auch nicht zur Hölle, doch zu einem gelinden Fegfeuer macht? Die religiösen Ueberzeugungen können vernünftiger, menschlicher und natürlicher Weise keinen Grund abgeben, ein Staatsglied als Fremdling, Stiefsohn, nicht legitim geborenen Sprößling anzusehen. Der Staat ist Schutz- und Rechtsanstalt, gewährt Sicherheit für Personen und Eigenthum, hat reinmenschliches Interesse. Alle anderen Tendenzen müssen sich ihm unterordnen, also auch eine Kirche, wenn sie besteht. Absolut nothwendig ist eine solche ohnedem nicht, und versteht man darunter bevorrechtete geistliche Korporationen, so ist sie schädlich. Der Staat soll allen Ansichten, Ueberzeugungen, religiösen Doctrinen gleiches Recht und gleichen Schutz angedeihen lassen, wie es beim römischen der Fall war, wenn sie sein Leben, sein natürliches Wesen nicht gefährden, und muß daher nicht allein religiöse Verfolgungen, sondern all und jede Beeinträchtigung verhindern und von sich wei-

sen, weil diese gegen seinen obersten Grundsatz streiten. Die wahre Mission des Staates ist Volksunterricht, Schul- und Erziehungswesen, Verbreitung wissenschaftlicher und nützlicher Kenntnisse, Recht und Gerechtigkeit, mit Einem Worte: Humanität und Intelligenz. „Die Idee der Menschheit ist die höchste Staatsidee“ — so sprach auch der Abgeordnete von Beckerath in der Curienverhandlung vom 19. Mai über die Stellung der katholischen Dissidenten in Preußen. Wenn man nun dagegen den Grundsatz geltend machen will: „Individuen seien nicht blos Bürger des Staates, sondern auch Glieder einer religiösen Gemeinschaft, und das Christenthum hängt mit den tiefsten Principien der bestehenden Gesetzgebung im Zusammenhange, mit Principien, die nicht abgelebte Momente seien“ — so wird eben damit anerkannt, daß man keinen Staat habe und haben wolle, dessen höchste Idee die Idee der Menschheit sei, es wird die Knechtschaft des Staates ausgesprochen, in welchem Zustand er die Gerechtigkeit dem Glauben,

die Natur der Unnatur, die ewige Intelligenz der historischen Auctorität, die Humanität der Kirchenaristocratie, die Neuzeit dem Mittelalter opfert, und dieses große, traurige Opfer des Rechtes des Individuums auf dem Altare der Kirche durch eine Transsubstantiation in Toleranz versüßt, verdeckt und gutzumachen strebt, weil dieselbe nothwendig ist, um nicht Alles zu gefährden.

Das ist die alte Lage der Entzweiung. Hierin ahmt der Protestantismus ganz und gar seinem Vater, dem Katholicismus, nach. Wie dieser sich weigerte, protestantische Grundsätze anzuerkennen, so weigert sich die protestantische Kirche, Religionsbekenntnisse außerhalb seiner Sphäre als ebenbürtig anzuerkennen und setzt sie unter das Patent der Toleranz, reichend eine klägliche Abfindungssumme. Kirchenstolz und Priesterherrschsucht sind die Quellen der Intoleranz, sie sind aber auch die Quellen der bloßen Toleranz. Sie unterscheidet nur der Grad, die Derbheit und Feinheit des Instrumentes, mit dem gearbeitet wird. Da Ketzer

nicht mehr erwürgt oder verbannt werden können, so wendet man gegen sie ein Heer von kleineren Chicanen, verkümmert ihre Menschen- und Staats-rechte und behandelt sie als Glieder aus Liebe und Barmherzigkeit geduldet.

Zum wahren Frieden kann diese Toleranz also nicht führen, denn hinter ihrer Liebe steckt noch fanatischer Glaube. So wird der Friede, dem edlere Gemüther entgegenseufzen, nach einem Kampf und einer Zwietracht von wiederum drei Jahrhunderten, nicht herbeigeführt. Friede entspringt nur aus wahrer Humanität, nur in ihr liegt Einheit. Von ihr kommt Recht und Gerechtigkeit, sie stößt den Glauben aus, der die Liebe schmälert. Toleranz gebiert nie eine Einheit, denn sie ruht auf verdeckter und verborgener Zwietracht und Herrschsucht. Von den bevorrechtigten Kirchen, der protestantischen und katholischen, läßt sich nun freilich nicht erwarten, daß sie freiwillig den Vollgenuß der bürgerlichen Rechte allen Religionsbekenntnissen zugestehen, aber, wie sie gezwungen worden sind, zur Tole-

ranz herabzusteigen, so wird auch dieses letzte Hemmniß, diese letzte Fessel fallen. In die Hände des Staates ist diese wichtige Mission gelegt. Die Humanität und Intelligenz muß sich an die Kronen und Throne wenden, um zu ihren Rechten zu gelangen. Und fürwahr sie würden dabei nicht schlecht fahren, denn eine Masse von Unmuth und Bitterkeit würden verschwinden, ein Vertrauen im Volke würde lebendig werden, welches mehr werth ist, als die heuchlerische Alliance, welche die bevorrechteten Kirchen bieten. Anders aber heilt die Wunde nicht, die, wenn auch scheinbar vernarbt und überwachsen, doch noch in der Wurzel vorhanden ist und über kurz oder lang von Neuem aufzubrechen droht. Sie heilt nur Ein Mittel: unbedingte, ungeschmälerte, ungeheuchelte Religionsfreiheit, nicht aber Toleranz, dieses Patentkirchen-Almosen.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Bayerns kirchliche Zustände bis in die Zeiten des Königs Maximilian.

Nach den bisherigen religiösen, kirchlichen und confessionellen Erörterungen müssen wir nochmals unsern Blick auf Bayern zurückwenden, den Maßstab der Humanität und Intelligenz an dasselbe legen und erforschen, ob das dort angewendete System die großen Widersprüche in der Kulturentwickelung zu überwinden vermöge. Es soll dabei auch seiner kirchlich-politischen Stellung unter den deutschen Staaten, sowie mit einigen Worten seiner religiösen Farbe in früheren geschichtlichen Momenten Erwähnung geschehen.

Werfen wir einen Blick auf die Rolle, welche Bayern in den früheren religiösen Kämpfen gespielt hat, so sehen wir es auf der Seite des Pabstthumes, alliirt mit den Interessen der katholischen Kirche, wenn auch theilweise hierin seinem eigenen Interesse dienend. Bayern war von jeher bis nach der Reformation guelfisch-katholisch und die Seele der gegen die Union der Protestanten sich bildenden Ligue. Der von Seite der Kirche 1773 aufgehobene und 1814 wieder sanctionirte Orden der Jesuiten hatte hier seine Wirksamkeit und seinen Einfluß nie ganz aufgegeben, war 1777 bereits wieder in schönster Blüthe und machte sich besonders bemerkbar im Processe gegen den von Weishaupt gestifteten Illuminatenorden, auf den wir später nochmals kommen werden. Die Anklage, derselbe sei politisch gefährlich gewesen, hat sich nicht begründen lassen, und erschiene auch seine Aufhebung gesetzlich und rechtmäßig, weil dieser Orden einen geheimen Staat im Staate bildete, so könnte man doch die Art nicht billigen, mit der man ver-

fuhr — aber so viel ist gewiß: durch seine Tendenz der Veredlung und Aufklärung der Menschheit, welche über die kirchliche Zerrissenheit gehoben werden sollte, war er der gefährlichste Feind des Jesuitismus, dessen Form er annahm, um ihn selbst zu überwinden, das heißt: den materiellen Teufel durch den formellen auszutreiben. Solch ein Plan jedoch mußte in jener Zeit scheitern, wo der Jesuitismus noch zu mächtige Arme hatte, und neben großen inneren Kämpfen unter der traurigsten Beengung der Denk-, Gewissens- und Preßfreiheit eine totale Verfinsterung hereinzubrechen drohte.

Zum Glück für Bayern ging aber ein Stern auf, der edle König Maximilian Joseph (1799 bis 1825), dessen Milde, Herablassung und Menschenfreundlichkeit noch immer in herzlicher Erinnerung fortlebt. Er war es, der zuerst den Funken der Humanität und Intelligenz zur Flamme anzufachen suchte in jener kalten Wintersnacht. Er war es, der die Toleranz eines Friedrich und Joseph auch auf bayerischen Boden verpflanzen wollte, gegenüber

gräulicher Intoleranz. Den heftigsten Widerstand fand er da, wo ihn Joseph II. zu finden fürchtete, wenn er in seinem Toleranzedicte sagt: „Ich weiß, daß ich der Schwierigkeiten viele werde zu überwinden haben, und daß die meisten von denen herkommen, die sich deine Priester nennen.“ Diesen heftigen Widerstand fand er an den Jesuiten, an den von ihnen beeinflußten Korporationen und Personen, sowie überhaupt an der katholischen Kirche. Hören wir, was ein damals lebender katholischer Schriftsteller, Dr. Brendel, Professor der Rechte in Würzburg, in seinem Kirchenrecht S. 305 sagt: „Bayern war ein rein katholi„sches Land, und die Grundsätze der Duldung, „früherhin von Friedrich dem Großen und andern „weisen Regenten zur offenbaren Beförderung des „öffentlichen Wohlstandes aufgestellt, und von Kaiser „Joseph, wiewohl unter ungünstigen Umständen und „unerwarteten Schwierigkeiten, in Oesterreich nach„geahmt, hatten in Bayern nicht Wurzel geschlagen; „schon seine bei der Reformation angenommene

„Stellung und gespielte Rolle, seine landständische „Verfassung, die Denkungsart seiner Einwohner und „eine mächtige Geistlichkeit, die unter fremden Bi„schöfen stand, schienen sich entgegenzusetzen. Noch „im Jahre 1801 gab es Protestationen gegen die „bürgerliche Aufnahme von Protestanten in die Haupt„stadt.“ Dieses Letztere bezieht sich auf die Weigerung des Münchner Magistrates und der bayerischen Landstände, den Kaufmann Koch und Weinwirth Michel, Beide reformirter Konfession, als Bürger aufzunehmen, obwohl Maximilian Joseph in einem Edict vom 10ten Januar 1800 erklärt hatte, es solle die Ansäßigmachung nicht mehr vom katholischen Bekenntniß abhängig gemacht werden. Nur die energischsten Maßregeln und ernstesten Drohungen von Seiten der Landesdirection konnten den widerspenstigen und fanatischen Sinn jener Korporationen beugen. Es ist die shinlänglich, um einen Geschmack von dem Geiste zu geben, der damals herrschend war, aber noch heutzutage hört man hin und wieder sich klagend äußern: „Wäre nur damals

der Magistrat beharrlicher gewesen, München erfreute sich einer blos katholischen Bevölkerung (es sind deren nun mehrere Tausende)," obwohl der gebildete Theil der Münchner Bürgerschaft tolerant und friedliebend ist.

Maximilian Joseph lebte also im Kampf mit einer verketzernden Geistlichkeit, wenn er Volksbildung zu heben, den Obscurantismus und die Intoleranz zu verbannen suchte. Indem er einen neuen Geist einleitete, hat er für Bayern viel gethan; ihm verdankt es seine Verfassung oder Constitution, wodurch für Person und Eigenthum Sicherheit, für Denk-, Gewissens- und Preßfreiheit freiere Normen, für die drei christlichen Confessionen ungehärmte Religionsübung und gleiche Berechtigung im Staatsbürgerthum zugesichert wurden. Die katholische Kirchenverfassung wurde durch das 1817 mit Pius VII. geschlossene Concordat organisirt. Für die Protestanten wurde eine Consistorialverfassung gegründet. Die Erziehungs- und wissenschaftlichen Bildungsanstalten wurden verbessert und geregelt. In allen

Zweigen der Verwaltung machte er seinen wohlthätigen Einfluß geltend, und so hat er das unbestrittene Verdienst, Bayern aus dem Rohen heraus gearbeitet und den Grundsätzen der Toleranz, Humanität und Intelligenz Raum zur weiteren Entwicklung gegeben zu haben. Das ist's, was ihn in der Erinnerung eines jeden humanen Bayern unvergeßlich macht, denn schwer ist jeder Grundbau, wo so harter Boden und ungünstiges Terrain vorhanden ist.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Der unheilvolle kirchlich-politische Dualismus in Bayern oder der Kampf zwischen Constitution und Concordat.

Das war im Ganzen die Lage der Dinge bis zum Concordat. Schon seit der Wiedereinsetzung (1813—1814) des in Savona 1809 von Napoleon gefangen gehaltenen Pabst Pius VII., des bekannten Wiederherstellers des Jesuitenordens, hatte zwar die römische Curie angefangen, ihr verlornes hierarchisches Gebiet wieder zu erobern, aber in Bayern wurden die dazu geeigneten Anknüpfungspuncte hauptsächlich mit dem Concordate gegeben. Die in der Verfassung ausgesprochene gleiche Berechtigung der

Protestanten war ein Gegenstand, der Pabst Pius VII. zu jenen principiellen Beschwerden im Jahre 1819 Veranlassung gab, deren wir schon früher Erwähnung gethan haben, und worin die Parität der protestantischen und katholischen Confession als Verführerin zum religiösen Indifferentismus, zur Verletzung der Wahrheit und Sanctionirung des Irrthumes hingestellt wird. Es wird sich im Laufe dieser Abhandlung klar erweisen, worin der Kampf des Katholicismus und Protestantismus auf dem politischen und kirchlichen Gebiete in Bayern seine Basis habe. Der alte Streit ist es zwischen Kirche und Staat, der sich diesesmal unter der Form eines Streites zwischen Concordat und Verfassung darstellt. Die Geschichte hat erwiesen, daß Tractate des Staates mit der Curie von jeher den Staat in Verlegenheit gebracht haben, indem die Curie nur dann und so pactirte, wenn sie im Hintergrunde ihren Vortheil sah. Diesen Hintergrund hatte man bei Schließung des Concordates von Seite des Staates entweder nicht erkannt oder

in verhängnißvoller Nachgiebigkeit gering geachtet, oder man war wirklich überlistet worden. Offenbar aber ist jenes Concordat schon an sich ein Vorzug, den man der katholischen Kirche bewilligt hat, man erkannte die katholische Kirche als dem Staate ebenbürtige Macht an, mit der man einen Vertrag schließen muß, um nicht gefährdet zu sein, während die protestantische Kirche, weder als Macht anerkannt, noch gefürchtet, solch einen Vorzug nicht genoß. So war denn das Concordat der Stein, welchen die katholische Kirche in das Gebiet der Verfassung warf, es war der Stein, welchen der Protestantismus zu schleppen hatte, es war der Stein, der den constitutionellen Fortschritt hemmte, es war der Stein des Anstoßes zwischen Katholiken und Protestanten, der Eckstein, auf den bis in die neuesten Zeiten herein die ultramontane Partei und das mit ihr verwachsene Abel'sche Ministerium ihr Gebäude gegründet haben. Ob Constitution, ob Conconcordat — das sind die principiellen Fragen, welche die politisch-kirchliche Geschichte Bayern's zu

lösen suchte. Ob das Concordat der Verfassung zu weichen habe, oder umgekehrt — darin ruht der Kampf der katholischen und protestantischen Kirche in Bayern. Gelöst ist diese Frage noch nicht: Abel's Verwaltung hat entschieden dem Concordat gehuldigt. Der Landtag von 1846 hat noch nichts abgeschlossen, doch wird und muß dieser Gegenstand auf dem nächsten Landtage zur ernstesten Besprechung kommen müssen, ob zur Entscheidung, das heißt, zu einer Entscheidung, die allgemein versöhnt, das ist zweifelhaft, so lange einzelne Kirchen Prärorogative zuerkannt werden.

Man sieht daraus, daß es schon ein Fehler war, überhaupt nur ein Concordat zu schließen; es mehren sich aber die Bedenklichkeiten, wenn wir den Inhalt des bayerischen Kirchenvertrages kritisch mustern. Schon im ersten Artikel heißt es: „Die „römisch-katholisch-apostolische Religion „wird in dem ganzen Umfange des Königs„reichs Bayern und in den dazu gehörigen „Gebieten unversehrt mit jenen Rechten und

„**Prärogativen** erhalten werden, welche sie „nach göttlicher Anordnung und den kano= „nischen Satzungen zu genießen hat.“ Dieser Artikel spricht also von Vorrechten, welche die rö= mische Curie sich ausbedungen, und welche nach göttlicher Anordnung und obendrein nach den kanonischen Satzungen zu genießen sind, und der kanonischen Satzungen sind doch viele, sehr viele, aus den ältesten und finstersten Zeiten des Christen= thums, Satzungen, die hier hauptsächlich gegen die Ketzer gerichtet sind. So hat man denn mit weni= gen Federzügen eine Welt von Ansprüchen zugegeben und, um einen Volksausdruck zu gebrauchen, die Katze im Sacke gekauft. Daß diese Prärogative mit der in der Verfassung ausgesprochenen Parität nicht übereinstimmten, sahen die Protestanten natürlich ein, und es erfolgten sofort von ihrer Seite Adressen und Bitten an den Thron um Aufrechthaltung und Sicherstellung des Rechtszustandes der protestanti= schen Kirche und ihrer in der Constitution erworbenen Rechte. Maximilian Joseph, dem es mit jener

Parität in jedem Falle Ernst war, gab folgende beruhigende Erklärung in einem Rescript vom 12ten März 1818: „Daß Allerhöchstdieselben nicht „nur alle in Beziehung auf die kirchlichen „Verhältnisse der protestantischen Gemeinde „erlassenen früheren Edicte und Verord„nungen aufrecht erhalten, sondern auch „denselben gegen jeden Einfluß der katho„lischen Geistlichkeit volle Sicherheit ver„schaffen werden, und daß daher S. Königl. „Majestät nunmehr auch erwarten, daß im „Vertrauen auf die bekannten hiedurch be„stätigten Grundsätze Ihrer Regierung in „Religionsangelegenheiten keinen weitern „Besorgnissen werde Raum gegeben wer„den.“ Die römische Curie blieb jedoch auch nicht unthätig, um sich aller Concessionen im Concordate so viel als möglich zu versichern, und so erschien denn am 15ten September 1821 eine Verordnung, den Vollzug des Concordates betreffend, worin nicht nur, ohne alle Bezugnahme auf

die Staatsverfassung, wie der Criminalist und Staatsrath von Feuerbach bemerkte, uneingeschränkt, befohlen wurde, daß dieses als Staatsgesetz geltende Concordat in allen seinen Theilen in volle Ausübung gebracht werden solle, und allen Behörden obliege, sich genau nach seinen Bestimmungen zu achten, sondern auch hinsichtlich des auf die Verfassung abzulegenden Eides Folgendes verordnet ist: „Zugleich fügen wir zur Beseitigung aller Mißverständnisse über den „Gegenstand und die Beschaffenheit des von „unsern katholischen Unterthanen auf die „Constitution abzulegenden Eides die Erklärung bei, daß, indem wir unseren getreuen Unterthanen die Constitution gegeben haben, unsere Absicht nicht gewesen sei, „dem Gewissen derselben im Geringsten „einen Zwang anzuthun; daß daher nach „den Bestimmungen der Constitutionen selbst „der von unsern katholischen Unterthanen „auf dieselbe abzulegende Eid lediglich sich

„auf die bürgerlichen Verhältnisse beziehe,
„und daß sie dadurch zu Nichts werden verbindlich gemacht werden, was den göttlichen „Gesetzen oder den katholischen Kirchensatzungen entgegen wäre.“

Wer sieht hier nicht die Machinationen der römischen Curie, einen Standpunkt zu gewinnen, von dem aus die constitutionelle Gleichstellung umgangen oder aus dem Weg geräumt werden könne? Wer erkennt in dem Concordat und der darauf folgenden Vollzugsverordnung, worin die Staatspflichten auf das Gewissen reducirt werden, nicht eine stets vorräthige Angriffs- und Vertheidigungswaffe der katholischen Kirche, dem Staate und der protestantischen Kirche gegenüber? O das Gewissen! es giebt ein gutes, ein böses, ein enges, ein weites, ein strenges, ein zartes, ein leichtsinniges, ein schlafendes, ein wachendes und ein erwecktes, sogar ein protestantisches und katholisches Gewissen. Die Geschichte der Religion lehrt, daß oft der größte Fanatismus, die entschiedenste Intoleranz

zur Gewissenssache wurde; die Ketzer auszurotten erschien als heilige Pflicht. Das Gewissen in letzter Instanz ist der Pabst, in erster der Beichtvater. Auf solch breiter Basis kann das Concordat über die Verfassung gestellt werden, und diese letztere gilt überhaupt nur insoweit, als sie dem Concordat conform ist. So wird die Parität zur offenbaren Ungleichheit, und die katholische Kirche könnte, wenn sie die Macht besäße, laut Vertrag einen kirchlichen Absolutismus üben.

Diesen Vortheil haben nun die Ultramontanen in neuester Zeit unter dem Abel'schen Ministerium recht wohl erkannt und soviel als thunlich benützt; darauf bezieht sich die im vorvorigen Jahre im ultramontanen Sinne geschriebene Schrift „Concordat und Constitutionseid," worin die principiellen Beschwerden [1]) des römischen Stuhls über

---

[1]) „fogli dottrinali alla costitutione di Baviera e suoi añessi," vom päbstlichen Nuntius im Anfang des Jahres 1819 dem k. Minister des Hauses und des Aeußern übergeben.

die in der bayerischen Verfassung ausgesprochene gleiche Berechtigung der drei Confessionen zur Offenkunde gebracht werden, worin diese Gleichstellung und die daraus hervorgehende gegenseitige Achtung als religiöser Indifferentismus, als Verletzung der Wahrheit, als Sanctionirung des Irrthums erklärt, und der Thron indirecterweise stimulirt wird, die Verfassung förmlich zu desavouiren.

Erst aber seit den Kölner Ereignissen zeigte die katholische Kirche eine kühnere Stirne in ihren hierarchischen Ansprüchen, welche unter den früheren Ministerien und von den jeder Intoleranz abgeneigten Regenten Maximilian und Ludwig stets gemißbilligt worden waren und auch in dem größten Theile der Bevölkerung keine Sympathien für sich gehabt hatten. Zwar sind auch früher einzelne Tribulationen hin und wieder vorgekommen, wie in Ingolstadt, wo man einer protestantischen Kirchengemeinde keine Kirche einräumen wollte, oder in der alten Universitätsstadt Landshut, wo der Magistrat die Errichtung eines bleibenden protestantischen Gottes-

dienstes zu verhindern suchte, und in einer an die höchste Stelle gerichteten Eingabe die merkwürdigen Worte geäußert haben soll, „die Stadt habe in der letzten Zeit Unglück genug gehabt und wünsche mit diesem neuen verschont zu werden,“ oder in Amberg, wo man den Protestanten ohne Gotteshaus eine von den dreizehn Kirchen im nächsten Umkreis nicht überließ — aber im Ganzen herrschte doch der Geist der Toleranz und Friedseligkeit zwischen den beiden Confessionen, gehegt, gepflegt und bewacht von oben, und selbst in der Geistlichkeit lodert im Ganzen nicht jenes ultramontane Begehr oder der göttliche, vom heiligen Geiste geleitete Instinct des Görres.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Unterordnung der Constitution unter das Concordat während des Abel'schen Ministeriums.

Der eigentliche Wendepunkt der Lage der Dinge in Bayern trat mit dem Köllner Ereigniß ein, oder, wie die Ultramontanen sagen, mit der Erhebung der katholischen Kirche gegen das bureaukratische System in Deutschland, mit dem Erwachen jenes katholischen Geistes und göttlichen Instincts, in welchem die historisch=politischen Blätter die Gegenwart Gottes sehen. In jene Zeit fällt auch der Wechsel des bayerischen Ministeriums, bei welchem Herr von Abel statt des Fürsten von Wallerstein

die Leitung des Landes übernahm. Das von nun an bestehende Verhältniß der Lage der Dinge zu der früheren, bezeichneten die historisch=politischen Blätter treffend mit den Worten: „Der Fürst Wallerstein sei der letzte Minister der alten Ordnung gewesen, mit dem jetzigen Minister habe eine neue, mit der Veränderung des katholischen Bewußtseins in der Weltlage verknüpfte Ordnung begonnen, gegen welche von Seite der alten nun rückgewirkt werden sollte.“

Von dieser Zeit an ist der latente Krankheitsstoff, welcher bisher durch Palliativmittel niedergehalten worden war, offen zum Ausbruche gekommen und hat die Lebensprincipe des bayerischen Staates angegriffen. Die im Keime vorhandenen inneren Zerwürfnisse entwickelten sich, indem die katholische Kirche durch ihre Siege am Rhein sich mächtig genug fühlte, an der Isar einen Kampf zu wagen. Das Abel'sche Ministerium diente der ultramontanen Partei zur Stütze, wie denn dieselbe offen sagt, Abel habe gleich vorn herein in kirchlichen

Dingen auf feste principienhafte Weise verfahren, die büreaukratischen Fesseln zu lösen und die werthesten politischen und moralischen Principien zu vertreten. Das Wesen des Kampfes bestand lediglich darin, die ganze seit Maximilian hervorgetretene Ordnung der Dinge von Bayern in kirchlich-politischer Beziehung anzutasten und in Zweifel zu ziehen. Die Verfassung, oder, um im Abel'schen Sinne zu sprechen, der Geist der Verfassung sollte unter das Concordat gebeugt werden. Das, was man büreaukratische Willkühr nannte, war demnach nur ein Euphemismus, wesentlich aber nichts Anderes, als der Streit der katholischen Kirche gegen die Rechte des Staates auf kirchlichem Boden, der Streit zwischen Concordat und Constitution. Die protestantische Bevölkerung konnte in dem von nun an befolgten Systeme nur einen Feind des heiligen Princips der Parität erkennen und trat vor den Thron mit ihren Beschwerden über Verletzung der verfassungsmäßigen Rechte der protestantischen Kirche. Dahin gehören die Beschwerden über die Kniebeu-

gungsordre, über die Verletzung der verfassungsmäßigen Rechte der Generalsynoden, über Connivenz gegen katholische Geistliche bei Conversionen und Unterrichtsertheilungen an Minderjährige. Es entstand Bitterkeit in den Gemüthern bei administrativen Abschlägen wegen Bildung neuer Gemeinden, wegen Beschränkung des Gottesdienstes zerstreut lebender Protestanten, und ähnlicher Plackereien, deren wir schon früher Erwähnung gethan haben. Unter den Protestanten war es einmal zur Ueberzeugung geworden, der Minister fördere nur katholische Interessen und beeinträchtige die protestantischen und staatlichen. Die Kniebeugungsordre, das protestantische Bewußtsein verletzend, erschien als Demüthigung des Protestantismus, als erlassen zur Erhöhung des Glanzes des katholischen Cultus; gegen die dogmatischen Bedenken war der militärische Gesichtspunct nicht stichhaltig. So veranlaßte diese Ordre bittere Polemik im In- und Auslande, in Journalen und Broschüren. Sie veranlaßte Petitionen und heftige Kammerdiscussionen. Die Beam-

standung der Competenz der Synoden rief ein schwer zu beseitigendes Mißtrauen hervor. Die Verweigerung der Bestrafung eines katholischen Geistlichen, auf die Beschwerde bezüglich des Uebertritts und der Unterrichtsertheilung an Minderjährige, begründet auf der Basis der Gewissensfreiheit erschien als Convenienz gegen die katholischen Geistlichen, als einseitige Förderung der katholischen Kirche. Die gelegentlichen anderen Verfügungen bei Organisationen von neuen protestantischen Gemeinden wurden nur als kränkende Beschränkungen des Protestantismus, als ultramontane Bosheit angesehen. So erkannte man denn auch das Verbot des Gustav-Adolph-Vereins nicht als aus politischen Gründen hervorgegangen, sondern, so wenig auch dieser Verein dem Fortschritte der Zeit entsprechen möchte, als dahin abzweckend, die bayerische protestantische Kirche von dem Gesammtstamme des deutschen Protestantismus loszureißen, ihr den Saft aus jener gemeinsamen Wurzel zu entziehen oder sie in ihrer Isolirung leichter

mit dem katholischen Fluidum electrisiren zu können. Rechnet man nun ferner hin und wieder vorkommende Gehässigkeiten der katholischen Geistlichkeit hieher, wie bei der Beisetzung der verstorbenen Königin Caroline, wo die protestantische Geistlichkeit, obwohl die Königinwittwe der protestantischen Religion angehört hat, in der Theatinerkirche als das fünfte Rad am Wagen erschien und überhaupt mit Zurücksetzung behandelt wurde; wie bei der protestantischen Gemahlin des Fürsten von Thurn und Taxis, deren Leib in die Fürstengruft von Sanct Emmeran aufzunehmen, dem zarten Gewissen der Regensburger Geistlichkeit suspect erschienen sein soll. Ruft man sich ferner die kriegerischen Kanzelvorträge des Predigers Eberhard zu München in's Gedächtniß, womit vielleicht ein weiter zu spinnender Streit über die gemischten Ehen eingeleitet werden sollte. Bringt man endlich die durch den Görres'schen Anasthasius inficirte Journal- und Broschürenliteratur in Anschlag, welche, wie die Sion, die Aschaffenburgerzeitung, die historisch politischen

Blätter, die Augsburger Postzeitung, den reinsten Ultramonatismus predigend, theils über die Siege des Katholicismus frohlockten, die oberste Verwaltung encouragirten, theils mit hämisch-giftiger Polemik die protestantische Opposition der Widerspenstigkeit gegen die Staatsgewalt und des politischen Radicalismus beschuldigten, ähnlich dem Abel'schen Verfahren bei den Kammerverhandlungen — so bekommt man einen Begriff von der gegenseitigen Stellung der katholischen und protestantischen Confession, sowohl in den Kreisen der höheren Gesellschaft als im gewöhnlich bürgerlichen Leben, sowohl von Seite des Ministeriums als von Seite der leitenden Behörden der katholischen und protestantischen Kirche.

So war denn alles Vertrauen auf das Abel'sche Ministerium in den protestantischen Gemüthern gewichen; es erschien als ein guelfisches, als Träger des Ultramontanismus, verhaßt dem Zeitgeist, streitend mit der Natur und Aufgabe des bayerischen Staates. So kam Bayern beim ganzen Auslande

in den Ruf und den Verruf des pfäffischen Obscurantismus; durch die Presse wurde das, was blos Korporationen, Behörden, Parteien und ihre Leiter verschuldeten, auf's ganze Land übergetragen, und es erging dem armen Bayern, der ohnedem schon genug geschlagen war, wie dem Böotier, von dem der Dichter sagt:

„Vervecum ex patria crassoque sub aëre natus."

Lassen wir diese Vorwürfe jedoch hingestellt! Unsere nordischen Landsleute sind auch nicht auf Rosen gebettet, werden wissen, wo sie der Schuh drückt; sind sie factisch etwas weniger von ultramontanen Uebeln heimgesucht, so haben sie gleichwohl ihre geistlichen Landplagen, und wenn ihre Journalistik auch dem protestantischen Fortschritt huldigt, dem Rückschritt zum Katholicismus entgegenwirkt, so bleibt doch ihr Protestantismus noch engherzig und befangen, vermag sich auf den exclusiv humanen Standpunct, mit Abweisung aller und jeder Katholicität im Protestantismus, nicht zu erheben. Der Norden und Süden sind Widerspiele, aber krank

sind sie beide, der eine am Katholicismus, der andere am positiven Protestantismus.

Suchen wir nach der Grundbasis aller jener kirchlich-politischen Wirren in Bayern, so ist es die schon oben entwickelte Frage: ob Constitution, ob Concordat? ob Verfassungsgewissen, ob Concordatsgewissen? ob Concordat der Geist der Verfassung sei?

Ohne Zweifel steht hier fest, daß, wenn das Abel'sche System, wie es sich factisch bewies, principielles Staats- und Landessystem würde, die Verfassung unter das Concordat gebeugt wäre. Die Rechte des Staates wären durch die Abel'sche Auslegung der Verfassung an die katholische Kirche preisgegeben. Den Buchstaben der Verfassung mit dem Geiste des Concordats aber auszulegen, gehört in die Sphäre jener diabolischen Sophistik und Casuistik, die ächt jesuitisch leider die heiligsten Principien angetastet hat. Wahr ist blos dies, daß zwischen Verfassung und Concordat ein Widerstreit sei; falsch und hinterlistig ist es

aber, da wo ein Conflict zwischen Verfassung nnd Concordat wirklich vorhanden ist, die Verfassung nach dem Concordate auszulegen, ihren klaren Buchstaben den Geist des Concordats zu unterlegen und demnach die Verfassung dem Concordate zu opfern. So von kurzer Hand die heiligsten Staatsprincipien abzumachen und dadurch den Rechtsstand der protestantischen Kirche in Bayern umzustoßen, geht wider göttliches und menschliches Recht; diese Frage, eine Lebensfrage, darf nicht so entschieden werden, sie gehört vor den Landtag. wenn wir auch gar nicht einsehen, wie dieser zurechtkommen, den verwirrten Knäuel entwickeln und den Ausweg aus diesem Labyrinthe finden soll — vorausgesetzt, daß er auf den höchsten, über alle confessionellen Verhältnisse erhabnen Standpunct sich nicht stellen will. Der gordische Knoten ist und bleibt also die Schließung des Concordates an und für sich schon, dann aber pour comble de malheur das Tegernseer Publicandum oder die Decla-

ration, den Vollzug des Concordats betreffend, jene oben schon in extenso hinsichtlich des von den Katholiken auf die Verfassung abzulegenden Eides gegebene allerhöchste Erklärung, welche mit den Worten schließt, daß „die katholischen Unterthanen durch den Constitutionseid zu Nichts werden verbindlich gemacht werden, was den göttlichen Gesetzen oder den katholischen Kirchensatzungen entgegen wäre.“ Nur augenblickliche, aber keine bleibende, principielle Beruhigung können die Worte einer allerhöchsten Entschließung geben, daß jene Tegernseer Declaration allerdings bestehende Verfassungsgesetze nicht aufheben könne, daß alle in Beziehung der kirchlichen Verhältnisse der protestantischen Gemeinde erlassenen früheren Edicte und Verordnungen aufrecht erhalten, gegen jeden Einfluß der katholischen Geistlichkeit sicher gestellt und so keinen weiteren Besorgnissen Raum gegeben werden solle. Die Erfahrung hat aber gezeigt, daß der Rechtsstand der protestantischen Kirche nicht allzu sicher sei; daß, wenn die Leute

ohne alle Besorgniß sich dem Schlafe überlassen, der Feind komme und Unkraut zwischen den Weizen säe, und daß, wo es nur möglich ist, die katholische Kirche geneigt sei, Prärogative zu erringen. Eine solche Gewissensfreiheit des katholischen Theils leitet zur Beschränkung des protestantischen, und trübt überhaupt die freie Religionsübung der Andersdenkenden; ja solch ein Zugeständniß wird am Ende sogar die unveräußerlichen Majestätsrechte nur als Majestätspflichten gegen die katholische Kirche interpretiren, wie auch wirklich Herr von Moy in seinem Staatsrecht gethan hat. Ist die garantirte gleiche Berechtigung der protestantischen Kirche nicht gegen das katholische Bewußtsein? und ist das Gewissen etwas anderes als dieses Bewußtsein? sinkt damit die Heiligkeit der Verfassung und die allgemeine Gewissensfreiheit nicht in sich selbst zusammen? Offenbar ist bei solch einem Prärogativ alles Bureaukratie, was der Staat zur Sicherung anderer Confessionen thut, der constitutionelle Geist ist es auch und am Ende jede Staatsgewalt, jedes Ma-

jestätsrecht. Eine solche Gewissensfreiheit will Freiheit für sich und Knechtschaft für andere, verlangt absolute Beuguug unter das Concordat; sie ist unersättlich in der Verspeisung von Concessionen, gewährt aber solche Anderen nicht, und würde so in der That nicht eher ruhen, als bis sie zur Alleinherrschaft gelangt ist. Damit wäre aber der ganze constitutionelle Bau, im Laufe des 19. Säculums in Bayern gegründet, umgestürzt oder ein Bau in der Luft, und das basirte in den wenigen Worten: der Geist der Verfassung ist Unterordnung unter das Concordat, und Constitutionseid macht zu Nichts verbindlich, was den göttlichen Gesetzen oder den katholischen Kirchensatzungen entgegen ist. Jenes aber ist Anerkenntniß der Hierarchie, dieses der Intoleranz. Das sind die Ausmündungen jener unreinen Quelle, das die Pflanze aus dem jungen Keim und die Früchte: Zerrissenheit in Ewigkeit.

Ist auch auf dem letzten Landtag von 1846 Manches zurückgenommen worden, was, mit Recht

das protestantische Bewußtsein verletzend, nicht gegehalten werden konnte, mußte auch Minister von Abel seine vorherige Schroffheit in schwankende Nachgiebigkeit verwandeln, versöhnt sind die Parteien nicht auseinander gegangen, ja die katholische hat gezeigt, daß es ihr mit ihren Plänen Ernst sei. So standen sich die Parteicn in extremen Richtungen gegenüber. Je höher die Protestanten ihre Opposition steigerten und auf dem katholischen Boden Ansprüche machten, zu desto entschiedenerer Reaction schritt der Ultramontanismus. Versöhnt konnte der Protestantismus auch so nicht werden, daß man Gegenstände seiner Beschwerden änderte und zurücknahm. Diese Zugeständnisse kamen gewissermaßen zu spät, denn mit Recht dachte Jeder: Warum ist jetzt erst Abhülfe geworden, wenn die Regierung erkennt, daß sie nicht auf dem rechten Weg gegangen sei? In der Hauptsache jedoch, der Frage zwischen Constitution und Concordat, Staat und Kirche, ist nichts entschieden worden, sie ist der wichtige Gegenstand, der den nächsten Landtag be-

schäftigen wird. Wie dieser Knoten je gelöst werden könne, ist nicht abzusehen; diese Frage ist der wunde Fleck am bayerischen Staat, der fast nicht heilen kann, es sei denn durch allgemeine Religionsfreiheit, ohne Bevorrechtung irgend einer Confession, die dadurch von selbst hinwegfiele, und worüber sich Niemand zu beklagen hätte, weil jene zu geben der Staat die Befugniß hat.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

König Ludwig's Friede und Gleichgewicht aufrichtig liebender Conservatismus. Sein Scheitern an dem Leben, und am principiellen Geiste der positiven Kirchen. Das, was allein aus dem Labyrinthe der Zwietracht zum Frieden führt.

Wir würden jedoch Unrecht thun, wollten wir die Krone der Hinneigung zur katholischen Wagschale beschuldigen: diese traurigen Wirren gehen von der ultramontanen Partei aus. König Ludwig will Toleranz und Frieden; daß diese sich nicht realisiren wollen, liegt nicht in seiner Gesinnung, sondern in verhängnißvollem Widerstreit von Verfassung

und Concordat. Er hat dies bei dem Landtag von 1846 gezeigt, als die katholische Partei der Anklage des Fürsten von Wrede gegen Abel wegen Verletzung der Verfassung eine Adreßbewegung entgegensetzte, wobei dem Könige der Dank der Katholiken für die Förderung ihrer Kirche und dem Ministerium die Zufriedenheit mit seinem System in Kirchensachen bezeugt wurde. Auf diese einseitig von katholischen Abgeordneten unterzeichneten Adressen hat der König eine Antwort erlassen, worin er sich weitere Bezeugungen unter Versicherung der gleichen Fürsorge für katholische und protestantische Unterthanen verbat. König Ludwig hat eine Protestantin zur Gemahlin. Sein Sinn ist für das classische Alterthum geöffnet, er ist Kenner, Freund und Beförderer der Kunst, wichtige Bürgschaften für humane Gesinnung in Religionssachen. Er hat seinen deutschen Sinn bei allgemein deutschen Interessen gezeigt, z. B. beim deutschen Zollvereine; er hat die Vorgänge in Hannover und neuerdings die in Schleswig-Holstein nicht gebilligt; als Friedensstifter zeigte er

sich bei den Kölner Wirren. Das System, welchem er huldigt, ist Conservatismus, sowohl in constitutionellen, als confessionellen Angelegenheiten. Dieser Conservatismus zeigt sich auf politischem Boden als Wahrung der Rechte der Krone, gegenüber den Ansprüchen der Stände, gegenüber radicalen Uebergriffen, er zeigt sich aber auch als Wahrung erworbener constitutioneller Rechte des Volkes, gegenüber monarchischen. Auf confessionellem Boden vertritt er das Princip der Parität, gegenüber ultramontanen Bestrebungen, fördert aber auch katholisches Kirchenthum und katholische Wissenschaft; im Protestantismus begünstigt er den positiv kirchlichen Gehalt. Der Kirche gegenüber wahrt dieser Conservatismus die Rechte des Staates gegen Hierarchie, hält sich aber auch fern von der die Kirche verletzenden Bureaukratie.

So sehr nun auch dieses System des Conservatismus den Frieden und das Gleichgewicht zwischen Kirche und Staat, zwischen Katholicismus und Protestantismus zu versichern scheint, so ist und bleibt

dasselbe doch blos Theorie, Wunsch — in der Praxis herrscht Kampf und Zwiespalt, Ungleichheit und Rangstreit. Die Tendenz des Königs wird sich nie realisiren lassen, sie wird stets scheitern an der Unversöhnlichkeit und Unvereinbarkeit der katholischen und protestantischen Principien, an dem Widerstreit von Kirche und Staat; der confessionelle und politisch-kirchliche Zwiespalt wird in alle Ewigkeit dauern, wenn nicht die Idee der Menschheit als höchste Norm anerkannt und durchgeführt wird, denn Wolfsnatur wird nimmer Lammsnatur.

Wollte der Conservatismus die Parität der Confessionen wahren, so müßte sie doch vor allen Dingen vorhanden sein, aber sie ist es blos scheinbar; sie ist nur gebaut auf dem Wege der Toleranz, herbeigeführt durch factische Vermittelung, in den principiellen Keimen jedoch aufgehoben, und zwar in einem Dualismus, dessen eine Seite auf die katholische Kirche sich neigt, indem derselben durch die Schließung des Concordates formelle und materielle Prärogative und Concessionen zuerkannt

sind. Vollwichtige Parität würde erst dann entstehen, wenn der Staat auch mit der protestantischen Kirche ein Concordat schlösse, nicht aber als summus episcopus, der in der Consistorialbehörde nur eine Ministerialsection erkennt. In dieser Beziehung haben die historisch-politischen Blätter ganz Recht, wenn sie nur beim Katholicismus, nicht aber beim Protestantismus eine Kirche sehen. Man mag die Sache betrachten, wie man wolle, nur die katholische Kirche ist die semperfreie, wie Görres sagt, die protestantische ist bevormundet, kann sich, z. B. im Cultus, im Erziehungswesen, nicht so selbstständig bewegen, als die katholische. Das ist keine Parität, sondern Toleranz-Parität, die zum bleibenden Frieden nicht führen kann, auch wenn dies aufrichtig gewünscht wird.

Der Friede kann überhaupt nicht zu Stande kommen, denn die Katholiken wollen keinen Frieden; ihnen dünkt er verdeckter Krieg, und würden sie ihn auch haben wollen, so müßte es ein bewaffneter sein. Sprachen doch die historisch-politischen Blätter

mit Bitterkeit und Ironie vor noch nicht langer Zeit „von der outrirten Lammsnatur derjenigen Ka-„tholiken in der zweiten Kammer, welche bis zum „letzten Augenblicke Friedensvorschläge gemacht.“ Eine Broschüre (über die gegenwärtige Stellung der katholischen Kirche zu den von ihr getrennten Confessionen, 1844) sagt, daß weder in religiös-kirchlicher Hinsicht, noch in kirchlich-wissenschaftlicher ein Friede möglich sei, andeutend, aber leise, dies würde erst dann der Fall sein, wenn Alles katholisch würde. Und auf dem Standpunkte dieser Kirche hat der Canonikus de Rivaz ganz Recht, wenn er im großen Rathe des Cantons Wallis, das Verbot der öffentlichen Ausübung des protestantischen Cultus motivirend sagte: „Die Protestanten können „andere Culte toleriren, weil sie auch religiös an-„dere anerkennen, die Katholiken können es nicht, „weil die römisch-katholische Religion sich ihrem „Princip gemäß für allein seligmachend hält.“ Wer kann die Katholicität dieses Mannes bezweifeln? Tausende werden im Innern solche Gesinnung preisen

und sagen: das ist mir aus der Seele geschrieben; sie kennen die Kraft des jesuitischen Grundsatzes: Sint, ut sunt, aut non sint! Der Protestantismus darf zufrieden sein, wenn er überhaupt nur tolerirt wird; streng genommen aber hebt die Idee der katholischen Kirche den Rechtsstand einer als ketzerisch erklärten Confession auf, und da jene eine katholische ist, überall, in Bayern, in Deutschland, in Europa, auf der ganzen Erde, ja selbst im Himmel, denn sie allein macht selig. Giebt es also einen Frieden, so ist es ein Toleranzfrieden, das heißt, ein leidlicher, grämlicher, bewaffneter, mitunter kriegerischer und unfriedlicher. Das ist aber kein Frieden, auch wenn er aufrichtig gewünscht wird.

Noch weniger aber wäre ein Friede in Aussicht gestellt, wenn die katholische Kirche Schritte thäte, das in Anspruch zu nehmen, was sie den Vollgenuß der concordatsmäßigen Rechte nennt, wenn sie das ächt katholische Bewußtsein bethätigte, jenen göttlichen Instinct aus dem heiligen Geist, der keinen humanisirten Katholicismus will. Dahin

gehört z. B. die Berufung der Jesuiten nach Bayern. Warum sollte sie diese braven Söhne und Streiter der Kirche nicht beanspruchen können? Im 7. Artikel des Concordats ist der katholischen Kirche ja versprochen worden, einige Klöster der geistlichen Orden mit angemessener Dotation herstellen zu lassen, in Anbetracht der Vortheile, welche die religiösen Orden der Kirche und dem Staate gebracht haben und in der Folge auch noch bringen könnten. Zwar sind nach dem Berichte eines Abgeordneten aus einigen Klöstern schon in die achtzig geworden, aber das thut zur Sache nichts, denn zuvörderst sind es ja nicht so viele Orden, und jene Klöster zerfallen nur in einige Orden, sodann kommt es offenbar auf einen Orden nicht an, und am Ende, würde man recht gedrängt, gäbe man alle anderen um diesen einen, die wahre Perle, hin. Die protestantische Kirche könnte in der That auch keine rechtlichen Einwendungen machen, denn es ist ja ein paritätischer Grundsatz, daß keine Kirche auf dem Bo-

den der andern etwas zu sagen habe. Daß die Gesellschaft des Loyola die gefährlichste Feindin des Protestantismus sei, ist zwar wahr, aber schwach und lächerlich wäre es, wollte derselbe deshalb ihre Einführung rechtlich verhindern. Der Protestantismus ist ja auch der gefährlichste Feind des Katholicismus, und der letzere könnte dann mit gleichem Rechte auf die Verhinderung alles dessen antragen, was der Protestantismus zu seiner Begründung thut. Wenn nun auf dem Landtage von 1846 der Fürst von Wallerstein den Antrag stellte, die Stände des Reichs möchten das zuversichtliche Vertrauen zur Krone aussprechen, daß dieselbe keine geistliche Genossenschaft anerkennen, oder ihr stillschweigenden Bestand gestatten werde, welche geeignet erscheinen, den religiösen Frieden irgendwo zu gefährden — so ist und bleibt dieser Antrag ohne gehörigen Rechtsgrund, denn der Jesuitenorden ist ein katholisch kirchliches Institut, und der Protestantismus hat auf katholischem Boden nichts zu sagen, um so mehr als das Concordat die Einführung der Jesuiten be-

günstigt und sogar in Anbetracht der Vortheile, welche sie der Kirche gebracht haben und noch bringen könnten — ob auch in Anbetracht der Vortheile, die sie dem Staat gebracht haben und in der Folge noch bringen könnten, wie es im Concordat heißt, das ist freilich eine ganz andere Frage. Der protestantischen Kirche, die doch auch in diesem Staate wohnt, ist nirgends gedacht; wenn sie Nachtheile hat, so hat sich die katholische Kirche nicht darum zu bekümmern — ob auch der Staat nicht, das wäre eine zweite wichtige Frage. So bleibt also jener Antrag nur ein vorsichtiger Wunsch, der Mißtrauen und Angst verräth. Die Paters Redemptoristen in Altötting, obwohl einigermaaßen suspect, und seit den jüngsten Ereignissen in München auf ihr Mutterkloster beschränkt, können nicht allein gemeint sein. Daß die Katholiken an die Jesuiteneinführung schon gedacht haben, ist richtig. Vor einigen Jahren wurde bereits eine Petition zu diesem Zwecke eingereicht. Dr. Wittmanns katho-

lische Flugschrift*), welche während des Landtags von 1846 erschien, beruft sich rund weg auf das concordatmäßige Recht zur Jesuiteneinführung mit folgenden Worten: „Wir könnten selbst Jesuiten „fordern, diese trefflichen Söhne und Streiter der „Kirche, wir thun es aber vor der Hand noch „nicht, weil wir keinen Anlaß zur Tollwuth der „Kirchenfeinde geben mögen. Wir könnten Jesuiten „fordern, aber wir thun es nicht, um der Regie„rung, die ohnehin fast beispiellos beargwohnt wird, „nicht Verlegenheiten zu bereiten."

Hört es, Protestanten, hört es! Die katholische Kirche kann von Staat und Krone Jesuiten fordern. Hört es, ihr Kirchenfeinde, Tollwuth würde euch anfassen, wenn ihr diese trefflichen Söhne und Streiter der Kirche euch nicht nahe kommen lassen wolltet. Und du, Regierung des Staa-

*) Was wollen die neuen Kirchenfeinde und Klosterstürmer in Bayern? und was wollen wir Katholiken? Augsburg, Kollmann, 1846.

tes, nimm dir's zu Herzen: die Kirche fordert Jesuiten vor der Hand noch nicht, um dir nicht Verlegenheiten zu bereiten. Welche gnädige Rücksicht der Kirche! — Aber fordern, und womit denn? Mit dem Concordat allein! Nein! im Falle der Noth hat die sichtbare Kirche auch sichtbare Arme. Wenigstens weiset der Verfasser einer der Hauptadressen an den König beim Landtag von 1846 in jener Schrift, welche von der Regierung mit Beschlag belegt worden ist, auf die Streitkräfte hin, über welche die Kirche verfügen könnte, und zwar mit folgenden Worten: „Ja, „das sollen, das wollen wir; unsere Stimme wollen wir erheben, so oft es Noth thut, einfach, „treu, wahr, männlich, — und glaubt mir, sie wird „Eindruck machen, tiefen Eindruck. Denn auch angenommen, daß viele, sehr viele falsche Brüder „unter uns Katholiken sein, so sind wir doch, gering „gerechnet, dreimalhunderttausend katholische Männer in unserem Bayerland. „Ziehet die Hälfte ab davon als Schwache, Un-

„entschlossene, Laue: so bleibt, rechnet selbst, noch „immer eine große, wackere Schaar, die es „treu mit ihrer Kirche hält, und bereit „steht, Gut und Blut für sie daran zu „setzen. Nun, zweifelt ihr, daß unsere Stimme „mächtig tönt und mächtig wiederhallt bis weit „hinaus über unseres Landes Grenzen, so „weit es treue Söhne unserer Kirche giebt? Ja „gewaltig tönt sie und tief erschütternd. Denn „wohlgemerkt, die Starken sind auf unsrer Seite, „der kräftige Landmann, der durch Arbeit gestählte „Bürger, die aber nicht in der Kraft ihrer Arme „ihre Stärke suchen, sondern vielmehr im Vertrauen „auf Gott und die gerechte Sache, in der Treue „und dem Muth des Glaubens ihre Stärke haben.“ Wahrhaftig dieser heuchlerische Zusatz von Gottvertrauen, gerechter Sache, Treue und Glaubensmuth macht den dithyrambischen Ruf zu den Waffen nicht milder. Aber:

Holder Friede,
Süße Eintracht,
Weilet, weilet
Freundlich über dieser Stadt!
Möge nie der Tag erscheinen
Wo des rauhen Krieges Horden
Dieses stille Thal durchtoben,
Wo der Himmel,
Den des Abends sanfte Röthe
Lieblich malt,
Von der Dörfer, von der Städte
Wildem Brande schrecklich strahlt!

Also dieser holde Friede, diese süße Eintracht würde untergehen in dem wilden Brande, wenn die protestantische Kirche oder auch der Staat die Einführung der Jesuiten verhindern wollte.

Setzen wir nun aber den Fall, daß der Staat wirklich die Jesuitenberufung gestattet, die er fast nicht verweigern kann, so wäre es der Parität gemäß, auch der protestantischen Kirche eine Concession zu machen, ein Aequivalent zu geben, welches dem jesuitischen Gewicht das rechte Gewicht entgegensetzt. Wenn nun der Jesuitismus der Erbfeind des Protestantismus ist, so wäre ein Verein

mit der Tendenz der Humanität und Intelligenz der rechte Gegner des Jesuitismus. Wird einen solchen der Staat verbieten? darf er es, wenn er Parität aufrichtig wünscht? es hat eine Zeit gegeben, in der ein solcher Verein sich gründete. Es war der Orden der Illuminaten. Wir sind weit entfernt, den Proceß, in Folge dessen er aufgelös't wurde, recapituliren zu wollen, und gestehen auch gern zu, daß eine geheime Gesellschaft als Staat im Staate demselben stets Mißtrauen einflößen und die größte Wachsamkeit zur Pflicht machen muß, aber ist denn der Jesuitenorden nicht auch ein Staat im Staate, ist er nicht auch eine geheime Gesellschaft, geheimnißvoll in seinem inneren Bau mit hundert Fallthüren, finsteren Gängen, Schlupfwinkeln und Laboratorien? Lastet auf diesem Orden nicht eine Welt voll Uebelthat? Ist er nicht ein Hammer, der schon viel zerschlagen hat und am Liebsten Humanität und Intelligenz auf den Ambos legt? ein Orden, über den die Geschichte ein dreifaches Wehe ruft? ein Orden, der

am liebsten auf dem politischen Felde spielt, die gefährlichsten Krisen im Staatsleben vermittelte und herbeiführte, der selbst den **Königsmord** in gewissen Fällen casuistisch entschuldigte und empfahl? — — Wo hat je der Illuminatenorden in solchen Abgrund getaucht! Rein und schuldlos war er an jedem politischen Begehr, dies Zugeständniß hat man ihm nach langjährigen Processe machen müssen. Rein und schön war seine Tendenz. Er wollte Veredlung der Menschheit, Erhebung über den confessionellen Zwiespalt, Fortschritt zur Humanität und Intelligenz. Und wer war sein Feind? Der Jesuitenorden war es, der im fanatischen Pater Frank ein langarmiges Werkzeug fand. Der Jesuitismus verfolgte ihn, weil dieser auf Reinmenschliches hinarbeitende Verein in ihm ein cretensisches Ungeheuer erkannte, einen Mörder alles Wahren, Großen, Schönen, Reinmenschlichen, einen Weltfriedenstörer, der alle Einigkeit zertrümmert und die Menschheit in den Fesseln der Nacht und Barbarei gefangen hält. Die Form des Jesuitenordens einem Verein

so anzupassen, daß das, was dort nur bösen Zwecken gilt, hier für gute angewendet wird, das war Weishaupt's merkwürdiger Plan. Grund genug, um den Jesuitismus zur fanatischen Gegenthätigkeit zu entflammen. An ihm ist des Illuminatenordens Herz gebrochen, der Plan mußte scheitern, denn die Zeit war noch nicht reif. Aber vergessen hat dies Alles die Welt noch nicht. — Will man vielleicht anführen, der Freimaurerorden sei auch eine geheime Gesellschaft, geduldet vom Staate, so ist dies wahr, aber ein Aequivalent gegen den Jesuitismus ist er nicht. Der edle Bau der Menschheit ist hier von Arabesken und gothischem Zierwerk überdeckt, und das mehr als tausendjährige Mauerkraut hat seine Wurzeln und Fasern in das Gestein gesenkt. Ob die Mauer halte, wenn ihr das Geripp entfernt? — Wohl hat der Freimaurerorden hin und wieder dem Jesuitismus mächtig entgegengewirkt, aber zum Bewußtsein dessen, was er in der Neuzeit wollen dürfe, dieses aber auch wollen müsse, wenn er kein todtes Glied am großen oe-

cidentalen Körper werden will, ist er noch nicht gekommen, wenn er auch treffliche Menschen in seinem Innern bergen mag. Der Menschenfreund wenigstens wünschte in ihm ein mächtiges Organ zur Herbeiführung eines reinmenschlichen Zustandes zu sehen, erhaben über den confessionellen Zwiespalt und eine Religion begründend, die, auf gottnatürlicher Basis ruhend, die Menschen aus der confessionellen Krankenkammer an Licht und Sonne führen würde.

Wenn der Gustav-Adolph-Verein aus politischen Gründen in Bayern keine Verbreitung finden durfte, so könnte freilich nur in formeller Beziehung Klage erhoben werden, indem der Protestantismus in dieser Maßregel die Mißliebigkeit des Staates erkennen könnte, der protestantischen Kirche, gegenüber der katholischen, auch Concessionen zu machen, den bayerischen Protestantismus in Rapport mit dem deutschen zu erhalten und ein Gegengewicht gegen Katholikenthum in die Wagschale werfen zu lassen. In materieller Beziehung aber möchte

mit jenem Verein nicht viel geholfen sein, denn die Sphäre, in der er sich bewegt, ist zu engherzig protestantisch. Zu einer Einheit auf altsymbolischer Basis kann und wird der Protestantismus nie gelangen. Man hat ein Heer von Vorschlägen zur Beilegung der Wirren und Uneinigkeit der protestantischen Kirche in's Feld rücken lassen, aber der ganze Apparat ist unwirksam. Die Einen suchen die Zerfallenheit in der Trennung der Schule von der Kirche, aber was ist denn mit jener herrnhut'schen Erziehung gewonnen? Die Andern wollen allgemeine Anerkenntniß der symbolischen Bücher, aber darum handelt es sich eben, und, was wohl zu merken, mehr als zwei Drittheile wollen von den symbolischen Büchern nichts wissen. Die Dritten stimmen für Abschaffung des Symbolzwangs, also für protestantische Lehr- und Gewissensfreiheit, aber wo ist denn die Grenze, an der stehen geblieben werden soll? Die Vierten reden von Einführung von Synoden mit einem gemeinverbindlichen Symbol in der Gnade Christi, Liebe Gottes und Gemeinschaft des

heiligen Geistes, aber wie ist denn Liebe zu erhoffen, wo ein so unfriedlicher Glaube vorhanden ist? Wieder Andere wollen Reform und höhere Bindung der Kirche durch Liebe, Staat und Wissenschaft, aber der Glaube hindert, wie gesagt, die Liebe, der Staat muß erst die Idee der Menschheit als Hauptgesetz aufstellen, und die Wissenschaft ist im Conflict mit einer solchen Kirche. Wieder Andere träumen gar von einem christlich-germanischen Staat, und vergessen dabei der katholischen Kirche, oder meinen, dieselbe werde im Großen zum Protestantismus convertiren, wie der obenerwähnte Katholik erst dann den Frieden sieht, wenn Alles katholisch wird. Nicht einmal in weniger umfassenden Kreisen, wie bei der preußischen Union, wollte die Einigkeit sich realisiren lassen: die Altlutheraner, mit ihrem Feldgeschrei „Gottes Wort ist Luther's Lehr", nannten die Union eine Deformation, und solche Mißstimmung ist doch gewiß keine Einigung.

Doch, um den früheren Faden wieder aufzunehmen, so scheitert das System des Conservatismus

bei Behandlung der protestantischen und katholischen Confession in Bayern an dem Leben und in der Praxis, denn jene Parität führt zu keinem Frieden, die Katholiken wollen ihn nicht einmal, da ihnen selbst Duldung eine Last erscheint. Was aber die Jesuiten betrifft, so mögen dieselben berufen werden, oder nicht berufen werden, der Friede realisirt sich nicht, auch wenn derselbe aufrichtig gewünscht wird. Incidit in Scyllam, qui vult vitare Charybdim.

Aber auch innerhalb der protestantischen Kirche in Bayern wird jener Conservatismus, insofern er den positiv symbolischen Gehalt der lutherischen oder calvinistischen Confession zu wahren sucht, nie zum Frieden und zur Versöhnung führen. Gegen diesen altlutherischen Orthodoxismus und jene altgläubigen Theologen sind im Volke Antipathieen vorhanden, welche in die Länge nicht übersehen werden dürfen; die protestantische Geistlichkeit selbst hat wenigstens zur Hälfte den altgläubigen Gehalt im Herzen aufgegeben, und nur durch die Furcht

des Verlustes von Amt und Brod ist sie bisher abgehalten worden, ihre Ueberzeugungen frei auszusprechen. Nur aus Furcht vor einem pietistisch-orthodoxen Oberconsistorium, welches durch eine andere Phase der Verketzerung, durch Mißempfehlung und ähnliche Waffen protestantisch-orthodoxer Rach- und Verfolgungssucht jede humane und intelligente Richtung zu unterdrücken strebt, haben solche Geistliche bisher geschwiegen, Einzelne abgerechnet, wie Pfarrer Lützelberger*), der 1837 seine Stelle aufgab, weil er jenen positiven Forderungen nicht entsprechen konnte. Ein großer Theil des Volkes und der Geistlichkeit harret mit Schmerzen auf eine bessere Zeit, in welcher diese lutherischen Fesseln gelöst werden. Unfrieden und unsägliches Mißbehagen erzeugt diese drückende Altgläubigkeit, dieses protestantische Pfaffenthum mit seiner aus Augustin

---

*) Der Ehrenmann ist bis jetzt noch ohne Stellung und Versorgung, die man ihm doch billig hätte gewähren können, ja sollen!

geschöpften Dogmatik, die jeder freien Forschung noch entgegentritt und in den Consistorien seine Stütze findet. Man erinnere sich, wie diese Kirchenbehörde den fanatischen Decan Brandt, Herausgeber des „homiletisch-liturgischen Correspondenzblattes," dem Ministerium empfahl wegen seiner Festhaltung und Vertheidigung des altkirchlichen Lehrbegriffs, in welcher er sich nicht unrühmlich auszeichne. Die Haltung dieses Blattes verdiente aber gewiß kein Lob, denn es wies jeden freieren Gedanken von sich, gewöhnlich auf die pöbelhafteste Weise. Um einen kleinen Begriff von der Art seiner Polemik zu geben, so darf man nur erwähnen, daß es die „Darmstädter Kirchenzeitung" in „Kirchensäudung" paraphrasirte — gewiß ein Beweis für nicht unrühmliche Auszeichnung! Vor dem Tribunal dieser orthodoxen Behörde darf Humanität und Intelligenz sich nicht blicken lassen, und resistente Naturen, wie der Kirchenrath Stephani, Ghilany u. s. w. sind ihr verhaßt. Dafür erzieht sie sich an der Universität Erlan-

gen, dem Sitze des protestantischen Obscurantismus, einen hübschen Nachwuchs, exercirt denselben in Repetitorien oder lutherischen Seminaren in der Kunst, gegen Katholiken und Nichtrechtgläubige zu streiten, schreckt bei theologischen Prüfungen jeden gesunden Gedanken als Vermessenheit mit Luther's Katechismus zurück, peinigt die Pfarrer mit schriftlichen Fragen über Gegenstände aus der protestantischen Scholastik, und spielt dabei die Lichtverbreiterin gegenüber katholischer Lehre. Zuweilen macht sie sich auch lächerlich, wie durch die 1842 jedem Pfarrer ad acta gereichte Lithographie nebst Erläuterung, worauf angezeigt ist, wie der protestantische Geistliche seine Pfarrersmütze zu tragen, welches salbungsreiche Gesicht er zu machen, und wie er sich überhaupt in seiner Amtskleidung zu benehmen habe. — Es ist unbegreiflich, wie solche Beschränktheit der katholischen Reaction noch nicht ganz erlegen ist, auch wäre es im Grunde nichts Auffallendes, wenn diese ganze lutherische Fraction des Protestantismus mit Sack und Pack, Weib und

Kind von der bösen Welt hinweg in die katholische Kirche sich flüchtete. Es würde diese gewiß billig genug sein, ihr quoad temporalia ihr Auskommen zu verschaffen und so den lutherischen Häretismus sanft und selig absterben zu lassen. Vielleicht wäre auch nichts verloren! Soll doch der Präsident des protestantischen Oberconsistoriums in Bayern in der ersten Kammer eine Rede über den Nutzen der Klöster, eine zweite über die Gefahren der Volksaufklärung gehalten haben. So wird es auch erklärlich, warum sich neuerdings die Fälle öfter wiederholen, daß auch gebildete Protestanten zur katholischen Mutterkirche zurückkehren, denn, was jener altgläubige Orthodoxismus reicht, ist in der That zu dürr, und will Jemand einmal etwas Positives haben, so sucht er sich doch lieber etwas Rechtes und Gescheidtes heraus. In die Länge ist das erwachende religiöse Selbstbewußtsein des Volkes mit dieser aufgewärmten Speise ohnedem nicht zu befriedigen, wenn man auch alle Hebel anspannt, den kirchlichen Sinn wieder zu heben, wie durch die Einführung

eines neuen Gesangbuches, worin statt humanisirter Lieder die sogenannten Kern- und Kraftlieder ihr Plätzchen finden, z. B.

Mein Beten will kein Bislein patten,
Die Sünden beißen mich wie Ratten,
Auch hat der höll'sche Beelzebull
Gebambt in meine Herzschatull.

Oder auch:

Mir ist so seitwärts-schielerig,
Ganz seitenheimwärts-fühlerig,
Ganz lammschweisspur-beriecherlich,
Ganz lammherzgruft-durchkriecherlich
An der magnet'schen Seite.

Wie kann bei diesem altorthodoxen Wesen, welches Bayern im Auslande nicht minder im Verruf gebracht, als der Ultramontanismus, Friede und Zufriedenheit unter Humanen und Intelligenten vorhanden sein, auch wenn derselbe aufrichtig gewünscht wird. So herrscht denn von allen Seiten eine Entzweiung, welche durch Palliativmittel nicht einmal verringert, vielweniger in ihr Gegentheil verringert werden kann. Der Staat wird wider Willen in diesen confessionellen Kampf hineingezo-

gen, eine Neutralität wäre weder denkbar, noch nützlich; eine Justemilieu-Regierung wäre in Bayern ohne Kraft, aber darin liegt eben die schwierige Stellung der obersten leitenden Behörden dieses Landes, daß die katholische Kirche, auf ein Concordat basirt, das Ministerium zwingt, ewig zu pactiren um des Protestantismus willen.

Aus diesem Labyrinthe kann nur ein Weg führen, nämlich der, jede religiöse Ueberzeugung, ohne bürgerliche Benachtheiligung, zu schützen und somit eine unbedingte, ungeschmälerte, ungeheuchelte, allgemeine Religionsfreiheit zu gewähren, gegründet auf die Idee der Menschheit, angemessen der wachsenden Intelligenz, hinarbeitend auf wahre Humanität. Das religiöse Leben keiner Confession soll durch bürgerliche Beschränkungen verkümmert werden. Gerade alle religiösen Ueberzeugungen zu schützen, entspricht der Natur und Aufgabe des bayerischen Staates. Dann dürfte auch der Jesuitenorden sein Haupt wieder erheben, um es für ewig sinken zu lassen. Nur so lange er

Humanität und Intelligenz in Fesseln schlagen kann, grünt und blüht sein Reich; sind aber diese frei gegeben, so wird er sich nimmermehr halten können und er wird scheiden müssen wie ein Dämon aus dem geheilten Körper, den er besessen hat. Dann würde gewiß jener confessionelle Kampf in sein Nichts zusammensinken, und fern von politischen Uebergriffen würde zwischen Thron und Volk ein Vertrauen sich begründen, welches nur durch die hierarchischen Umtriebe, sowohl des Katholicismus als des altorthodoxen Protestantismus, getrübt worden ist und noch getrübt wird, es würde jenes unendliche Mißbehagen schwinden, von welchem der humaner Denkende sich unwillkührlich ergriffen fühlt. Allgemeine, ungetrübte Gewissensfreiheit, Denkfreiheit, Freiheit der Forschung giebt es vom Standpuncte des altsymbolischen Protestantismus und Katholicismus freilich nicht; ihnen ist Freiheit der Culte ein Gräuel. Aber so lange jener Weg nicht betreten wird, hört auch der confessionelle Kampf nicht auf, und Toleranz, ohnedem nur ein Gnaden-

brod, verwandelt sich jeden Augenblick in Intoleranz. Man lasse sich durch jene hin und wieder auftauchenden scheinbar innig-kirchlichen Erscheinungen auf protestantischen und katholischen Boden nicht beirren, denn auf jede derselben folgt ein viel mächtigeres Aufflackern ihres Gegentheils. So kam auf die Trierer Wallfahrt sogleich das Dissidententhum, Beweis genug, daß auch im katholischen Volke ein religiöses Selbstbewußtsein aufgewacht ist, welches sich vom Altkatholicismus nicht mehr befriedigt fühlt. Es ist kurzsichtig, diese Regungen mit den abgenützten Worten „Unglaube, Indifferentismus" abfertigen zu wollen, die Welle strömt heran, und Niemand kann ihrer Richtung entgleiten. Eine religiöse Periode, die des Kampfes und der Entzweiung, will zum Abschlusse kommen; eine neue Periode, die des Friedens, weil sie nur Reinmenschliches will, sucht sich einzuführen, zu gebären und zu begründen — das ist die geheime Basis jener antikirchlichen Erscheinungen. Das Volksbewußtsein fängt an, zur Klarheit zu kommen, zu

durchschauen, wie es mit allen diesen positiven Kirchen stehe; es ist erhoben tief im Innern über diesen confessionellen Zwiespalt und kann doch nicht den Widerspruch überwinden, weil jene Kirchen selbst es noch zu mächtig hindern. Der Staat, die Krone allein ist es, die diese Bedürfnisse befriedigen kann. Möchten sie diesen Schritt erleichtern und jener Sehnsucht nach Frieden Wege der Erfüllung bahnen! Leiten können jene Kirchen die Menschheit nimmermehr, denn für eine Religion auf reinnatürlich-menschlicher Basis haben sie weder Willen, noch Sinn, noch Gehalt. Der Keim zum wahren Heiligen ist vorhanden, noch halb im Schlummer öffnet sich sein Auge. Würden die Schlingpflanzen, die diesen Keim ersticken wollen, entfernt, bald würde er sich zum herrlichen Baume entfalten, unter dessen Schatten gut wohnen wäre. Dieser Keim ist das Reinmenschliche und Gottnatürliche, in ihm liegt der Weg zu höheren geselligen und religiösen Bestrebungen. Diesen Keim zu entwickeln, ist in Wahrheit das Tagewerk unseres und der folgenden Ge-

schlechter, und es ist es wohl auch werth, daß gute Menschen urkräftig darnach ringen. Wahr aber kann die Welt- und Gottesanschauung nicht sein, welche wie die herrschende kirchliche, sich auf dem Leichname der Humanität und Intelligenz ihr Reich erbaut hat und nur durch solche Opfer sich erhalten kann.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Abschied von dem Leser.

Von einem Gemälde, lieber Leser, das Anspruch auf allgemeineres Interesse macht, habe ich den Schleier hinweggezogen — das ist im Ganzen mein Verdienst. Daß ich aber damit Allen einen Dienst erwiesen hätte, damit darf ich mir nicht schmeicheln. Mancher findet am Gemälde an sich schon vielleicht Vieles anstößig, noch tadelhafter aber wird er es nennen, wenn ich hin und wieder Symbole, Monogrammen, Hieroglyphen zu erklären versucht, Gruppirungen erörtert, auf den Charakter der Figuren

und Gesichter aufmerksam gemacht und gewisse Partien, welche sittlichängstliche Augen niederschlagen machen, mit einer gewissen Vorliebe oder Schadenfreude recht besonders hervorgehoben habe.

Allein mit dem Wesen der Sittlichkeit, wie schon früher bemerkt, ist es eine schlimme Sache. Manche sittlichängstliche Dame erschrickt in ihrem sogenannten feinsittlichen Zartgefühl schon vor einem sehr entblößten Arm, erröthend wagt sie kaum den Blick zu erheben, nennt in ihrem Herzen ihre Mitchristin coquette, und man würde sie in die größte Verlegenheit versetzen, wollte man sie in ein Kunstcabinet antiker Statuen führen. Es ist dies aber nach meinem Dafürhalten eine wahre Sittlichkeits-Prüderie, und ich stütze mich bei dieser Behauptung auf die Natur, welche die Menschen nackt geboren werden läßt. Das Wesen der Sittlichkeit beruht nur im Naturmaß und im Ebenmaß des Schönen, Alles, was darüber, ist vom Uebel: wir müßten denn in unserem Sittlichkeits-Fanatismus soweit gehen, daß wir die Natur die allerunsittlichste Bild-

nerin nennen, da sie ihre Kinder nicht in Strümpfen und Schuhen, nicht einmal in einem luftigen Hausnegligé auf der Erde erscheinen läßt. Dies hat der Verfasser *) des Ardinghello vollkommen verstanden und in diesem seinem vortrefflichen Romane sonnenklar dargethan. Er hat ein oder ein Paar Jahrhunderte zu früh geschrieben, aber seine Blicke und Ansichten haben eitel Goldglanz. So sagt er: „Ein Frauenzimmer ist unklug, das mit einer Gestalt, die gefällt, erwuchs, und Vermögen besitzt, wenn es sich das unauflösliche Joch der Ehe aufbinden läßt. Eine Göttin bleibt es, unverheirathet, Herr von sich selbst, und hat die Wahl von jedem wackern Manne, auf so lange sie will. Es lebt in Gesellschaft mit den Verständigsten, Schönsten, Witzigsten und Sinnreichsten; erzieht seine Kinder mit Lust als

---

*) Es ist Heinse. Außer Ardinghello schrieb er auch Hildegard von Hohenthal und Anastasia.

freiwillige Kinder der Liebe; erhöht sich zum Manne: da es hingegen im Ehestande wie eine Sclavin weggefangen worden wäre; nichts mehr vermöchte noch Gesetz und Gewohnheit, und sich endlich von dem kleinen Sultan selbst, welchem es sich aufgeopfert hätte, verachtet sehen müßte, ohne einem anderen Vortrefflichen seine Hochachtung wirklich auf eine seelenhafte Art, nicht blos mit Tand und Worten, erkennen geben zu dürfen. Ich werde es nicht weiter auseinanderzusetzen brauchen, ob das Wohl des Staates oder Ganzen dadurch gewinnt. Die etwaige Sünde kann man sich ja vergeben lassen! und eigentlich ist es bei uns nicht einmal eine gegen das sechste Gebot, sonst würden diese Lebensart fromme Regierungen nicht gestatten. In einer guten bürgerlichen Gesellschaft sollte platterdings auch gesellschaftliche Liebe und Freundlichkeit sein, allein wir können uns von dem Krebs-

schaden der **Vorurtheile vieler Jahrtausende** noch nicht heilen. Eins und eins ist wahrlich nicht viel mehr als einsiedlerisch und gegen die Natur; sie behauptet deswegen auch immer ihre Rechte, wie Jeder weiß, der nicht ganz blind ist. Bei der großen Mannichfaltigkeit wäre es Unsinn, jederzeit vom Brode zu leben. Jeder Mensch existirt für sich, und in keinem andern; wenn dies Letztere die Natur gewollt hätte, so wären wir zusammengewachsen. O ihr Armseligen, die ihr keinen Begriff von Leben und Freiheit habt und Großheit des Charakters! Daß dies die reine wahre Lust ist, mit seiner ganzen Person, so wie man ist, wie ein Element, göttlich, einzig unzerstörbar, lauter Gefühl und Geist, gleich einem Tropfen im Ocean durch das Meer der Wesen zu rollen, alles Vollkommene zu genießen, und von allem Vollkommenen genossen zu werden, ohne auf demselben

Flecke kleben zu bleiben.“ — — Freilich werden sich die Männer gegen solche Grundsätze am meisten sträuben, dieweil sie das Alles für ein Monopol halten, welches auszuüben blos sie das Vorrecht haben, aber eben deshalb trifft sie auch der Vorwurf der Inconsequenz. „Wir können uns von dem Krebsschaden der Vorurtheile vieler Jahrtausende noch nicht heilen“ — dieses Wort des Verfassers des Ardinghello bleibt wahr uud beweiset sich am Schneidendsten in jener streng-pietistischen, strengkatholischen Sittlichkeitstheorie, welche den Menschen mit dem ewigen Naturgesetze entzweit und im Naturinstinct, im Naturgemüth, im rein menschlichen Bewußtsein immerdar einen Widerstand gefunden hat, am Meisten im Volke, dessen innere Stimme vom Priesterworte nie ganz überwältigt worden ist. Die neue Aera, welche im Anzuge ist, wird auch die sittlichen Lächerlichkeiten und sittlichen Gräuel der Unnatur zerstören, das hoffen wir. Sie wird die Schönheit als Maß erkennen, die Pfaffensittlichkeit als häßliche

Fratze dem Menschen vom Angesichte reißen, und so eine schönere, gesündere Menschheit einleiten und begründen, fern von jener Unnatur, jenem Naturhasse, in welchem wir nicht nur unglücklich, sondern unsittlich geworden sind.

Was ferner die hier niedergelegten Ansichten über pietistisches und jesuitisches Kirchenthum betrifft, so wird es nicht fehlen, daß die Vertheidiger desselben gleich mit den Worten Gottlosigkeit, Unglaube, Materialismus und dergleichen bei der Hand sind. Mit ihrer Gottesanschauung, ihrem Glauben, ihrem Görre'schen geistigen Instinct, den sie durch den göttlichen Geist geleitet hinstellen, will ich nun freilich nichts zu schaffen haben, bekenne aber auch, daß ich erst dann den inneren Frieden gewonnen habe, nachdem ich auch die letzte Wurzelfaser jener negativen naturfeindlichen Richtung, die sich gleichwohl eine positive nennt, in mir vertilgt habe. Ich denke dabei an jene Worte:

Es glaubt der Mensch in thörichter Verblendung,
Er habe einem Gott ein Haus gebaut,
Doch nur das Reich der Priester wohnt darin.

Gottlos sind nur diejenigen, welche der Gottheit ewige Präsenz leugnen. Sie ragt in diese Erde nicht blos herein, sondern ist in ihr selbst vorhanden, und darin eben liegt unser Elend, daß über dem Schwall von sogenannten geistigen Offenbarungen Gottes dieser selbst im Raum der Welt und Erde übersehen, aus der Natur in ferne Himmel phantastisch verlegt und so förmlich excludirt worden ist.

Die europäische Menschheit ist in tiefer innerer Zerrissenheit, sie wird zugleich von materiellen Uebeln schwer heimgesucht. In allem dem beurkundet sich ein Siechthum, das in letaler Weise den Körper und Organismus anzugreifen scheint oder vielmehr schon angegriffen hat. Dieses Siechthum zu bekämpfen, werden vergeblich Mittel angewendet. Denn wie soll man einen Feind angreifen, der in tausend Gestalten bald hier, bald dort seine gefährliche Waffe erhebt, und zwar solche Waffen, welche jeder bisher benützten Gegenwaffe trotzen. Es sind furchtbare Schemen, die aus der Tiefe heraufauchen

und das Herz erzittern machen. Zwischen üppigen Kornfeldern blickt ein bleiches Hungergesicht hervor, neben ihm erhebt der Communismus das Schild mit dem gorgonischen Haupte. Man erbaut Zwingsburgen, Zuchthäuser, man errichtet Schaffote, man drohet mit Bajoneten und Ketten, man schreckt mit Tod, Gericht und Verdammniß, man mildert mit Almosen und Wohlthätigkeitsanstalten — und nichts fruchtet. Das Uebel steigt in progressiver Weise, nichts kann es zurückdrängen. Wie soll nun dieses Siechthum endigen? Ist es das Symptom des Todes der europäischen Culturstufe? Ist es die Krisis zur Gesundheit? In diesem Falle muß die Natur unterstützt werden. Wer aber eine Krankhei haben will, muß ihren Sitz und die rechten Gegenmittel kennen. Das europäische Siechthum ist aber weder recht erkannt, noch recht behandelt, und daher läßt es sich erklären, daß alles Wirken gegen dasselbe fruchtlos war. Sagen wir kurz unsere Meinung: Die Wurzel alles Uebels liegt im Pietismus und Jesuitismus, diesen naturfeindlichen Welt- und

Gottesanschauungen; aus diesem dunklen Schooße treiben alle die Wurzelfasern, welche, den Vampyrn gleich, der europäischen Menschheit das Blut aussaugen. Der Pietismus und Jesuitismus sind das Centrum, von dem die versengenden Strahlen ausgehen; aus ihm entstehen die Larven, die uns angrinzen. So lange sie den Scepter führen, ist an Glück und Frieden nicht zu denken; die Staatsform sei monarchisch oder democratisch, es würde nichts in der Sache ändern.

Unbedingte Religionsfreiheit, ohne Rückhalt, ohne bürgerliche Nachtheile, ohne erschwerende Hindernisse ist es, was der Menschheit vor Allem noththut; so lange einzelne kirchliche Korporationen vom Staate bevorrechtet sind, ist keine Aussicht auf Aenderung der Dinge. Alles, was den Jesuitismus und Pietismus in seine Nacht zurückdrängt, sei aber vom Menschenfreunde freundlich begrüßt! So werden auch die jüngsten Ereignisse in München, von Lola Montez vermittelt, die zeitgemäßen Reformen, vom Könige in's Leben gerufen, Anspruch auf freu-

dige Aufnahme von Seite derer machen müssen, denen Intelligenz und Humanität, rein Menschliches und Natürliches, als das wahrhaft Göttliche erscheint, somit als das Ziel, auf welches durch eine Welt voll Bosheit hinzusteuern ist.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

JOHAN
BUCH
MÜ

75

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Erdmann, Paul

Lola Montez und die Jesuiten eine Darstellung der jüngsten Ereignisse in Mü
nchen

Hamburg 1847

Rar. 274
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10857619-6